Empor, mein Vaterland!

Vier Kriegspredigten

gehalten in der ev.-ref. Kirche
zu Leipzig

von

Carl Bonhoff
Pfarrer a. D.



Leipzig / Verlag von Johann Ambrosius Barth / 1915

Empor, mein Vaterland!

Vier Kriegspredigten
gehalten in der ev.-ref. Kirche
zu Leipzig

von

Carl Bonhoff
Pfarrer a. D.

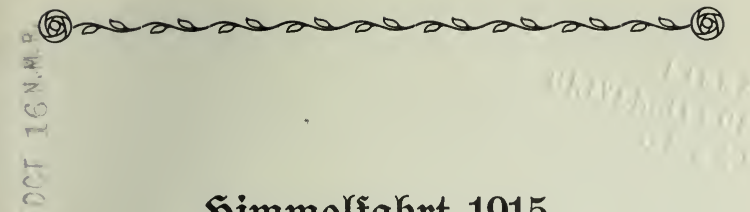


Leipzig / Verlag von Johann Ambrosius Barth / 1915



Inhalt.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig



Himmelfahrt 1915.

Unser Vater, der du bist
im Himmel. Matth. VI, 9.

Das Fest der Himmelfahrt Jesu ist im Kirchenjahr eingerahmt von den beiden Sonntagen, die der Betrachtung des Gebets und seiner Erhörung gewidmet sein sollen, von den Sonntagen Rogate und Exaudi. Dieser Tatsache läßt sich ein schöner, einfacher Sinn und Zusammenhang abgewinnen. Denn jedes Gebet, das nicht ganz in irdisch engen Wünschen und Sorgen befangen bleibt, also jedes wahrhaft fromme Gebet ist, bildlich gesprochen, eine Himmelfahrt der menschlichen Seele. Und umgekehrt wird man sagen dürfen: jede Erhebung des Gemüts, jede Auffahrt des inneren Menschen, jede ernstere Sammlung und Selbstbesinnung, jede aufrichtende Betrachtung oder Betätigung hat auch etwas von der Weihestimmung, von dem andächtigen Charakter des Gebets. Gebet ist Erhebung und Erhebung ist Gebet. Ja, indem das Neue Testament in der unüberbietbaren Weitherzigkeit und Tiefe seines Verstehens schon die Seufzer der ringenden Seele, die nicht weiß, was und wie sie beten soll, schon ihr Verlangen nach Erhebung als ein Wirken des Gottesgeistes in ihr würdigt, sieht es auch in dieser schweigenden Neigung

der Seele schon einen Zug vom Himmel her zum Himmel hin. Und wiederum: wenn schon der Wille zur Gebetshaltung ein Bürgerrecht im Himmel verleiht, wird andererseits da, wo der selige Spruch ertönen darf: „Unser Wandel ist im Himmel", auch darauf geschlossen werden dürfen, daß die Mahnung: „Betet allezeit" bereits eine beharrliche Erfüllung gefunden hat, wenn auch nicht buchstäblich, sondern im Geiste.

Indessen, manche unter uns finden sich vielleicht nicht oft in dieser himmlischen Beterverfassung. Oder wenigstens sind die Zeitstrecken unseres Lebens, in denen sie einmal ungetrübt andauerte, selten gewesen. Da verkündet uns denn das festliche Sinnbild der Himmelfahrt Jesu die Wirklichkeit eines ungebrochenen gottinnigen Lebens, die Vollendung eines Wandels, der, obgleich ein irdischer, doch zugleich ein himmlischer, ein treuer Wandel vor Gottes Angesicht war, und seine Möglichkeit auch für uns. Hier, im Heilandsleben, stellt sich jener Zusammenhang, vielmehr jene Gleichheit von Anbeten und zum Himmel fahren aufs schönste und überzeugendste dar: von den Tagen des Knaben ab, der sich nur heimisch findet in dem, was seines Vaters ist, durch die Höhenzeit des Wirkenden hin, der auf stillen Bergen betend den Tag erwartet, um sein Tagewerk auch gegenüber den ärgsten Widerständen der Hölle mit der durchgreifenden Kraft des Himmelsboten vollbringen zu können, bis in die Stunden von Gethsemane, wo er den eigenen Erdenwillen in den ewigen heiligen Willen des Vaters ergibt, und von Golgatha, wo er den entfliehenden Geist in die sichersten

Hände, in des Vaters Hände, befiehlt. Immer wieder wird die emporbrennende fromme Glut eines Herzens, dem die Gottesgemeinschaft alles ist, als der Grundzug seines Wesens offenbar, und nur deshalb schwebt er fort und fort als der segnende Heiland, als der Spender unerschöpflicher Himmelskräfte über der Menschheit, weil der Himmel des Gebets, weil die Frömmigkeit im reinsten, vollkommensten Sinne des Wortes schon hier auf Erden seine ununterbrochen fließende Kraftquelle war.

Nun leben wir, liebe Freunde, in einem Zeitabschnitt der Weltgeschichte, der, wenn jemals einer, den Anspruch in sich trägt, in seinem ganzen Verlaufe heilig gehalten zu werden, als eine langdauernde schwerste Heimsuchung, aber auch als eine Zeit des Heils, als eine langdauernde besondere Gelegenheit zur Erhebung unseres Wesens verstanden zu werden. Und gerade der Himmelfahrtstag inmitten des Weltkriegs erinnert uns an diese jetzt so notwendige Arbeit unserer Seele. Gewiß nicht zum ersten, gewiß auch nicht zum letzten Male, immerhin wohl mit besonderer Eindringlichkeit, vermöge des Sinnes, der ihm eignet. Und wenn einer, der vor beinahe sieben Jahren mit einem Hinweis auf das Gebet des Herrn von euch Abschied nahm, heute durch den Krieg, den Beweger der Menschenlose, wieder in eure Mitte geführt ist, um für kurze Zeit euern treuen Predigern zu helfen, und nun wieder mit demselben Hinweis einsetzt und dasselbe Gebet heute die wahre Siegesfahrt unserer Christenseelen nennt, ihre Himmelfahrt mitten in dem die Erde erschütternden Kriege — nun, so werdet ihr euch diesen schlichten Ge=

danken gefallen lassen als einen, der besonders geeignet ist, vom Zufälligen des Personenlebens sofort auf die uns allen gemeinsam gebliebene Erfahrung des Ewigen hinzulenken, und werdet ihn gern weiter mit mir durchdenken.

„Unser Vater, der du bist im Himmel.“ Bei dieser Anrede laßt uns heute im wesentlichen stehen bleiben. Denn sie ist der beste Hinweis wie auf den Charakter des nachfolgenden Gebets überhaupt, so auf seinen Himmelfahrtscharakter. Sie weist auf den rechten Standort des Beters hin. Wer ihn nicht einnehmen kann, spricht die sieben Bitten in die leere Luft; für ihn muß der traurige Verzicht gelten: „Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen; Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.“ Wer ihn aber gewonnen hat, wer die Tempelanschrift: „Unser Vater in dem Himmel“ überzeugten, freien Herzens sprechen kann, dem öffnet sich auch das Allerheiligste, oder, um im Bilde unseres Festes zu bleiben, dessen Seele besitzt auch schon die Flugkraft zur Auffahrt.

Nicht jeder unter uns wird diese Kraft sogleich besessen haben, als der Weltkrieg losbrach. Die ungeheure Tatsache „Feinde ringsum“ hatte doch zunächst viel Verwirrendes, Lähmendes. Bei aller mitfortreißenden Begeisterung unseres Volkes, bei allem Trotz des deutschen Siegerwillens — sie lastete doch heimlich als ein mächtiger Druck auf unserer Brust, und mancher fand nicht sofort das stärkere innere Gegengewicht, das ihn ertragen half. Woher es auch nehmen, wenn nicht aus einer Welt, die dieser ganzen unter dem Kriegsschrecken

jählings erbebenden Welt überlegen war? Und doch nahm diese Welt, in der die langgehegte Vernichtungsabsicht unserer Feinde immer unverhüllter hervortrat, diese Welt, in der die ersten Blutopfer unserer herrlichen Jugend dahinströmten, uns immer wieder ganz gefangen. Das war so natürlich. Wir stammelten wohl auch Gebete — aber ob sie nicht unwillkürlich oft einen Klang annahmen, als wären sie an einen parteiischen Kriegs- und Wettergott gerichtet, an einen Jehovah oder Wotan, und nicht an den Vater aller Menschen und Völker im Himmel? So erkennen wir's denn: die rechte Siegesfahrt unserer Christenseelen, die zu diesem Vater im Himmel emporführt, wird uns in der Kriegszeit immer wieder einige Überwindungen kosten, ehe wir sie als wahre Überwinder wagen und im Gebete Jesu vollen inneren Frieden finden. Ohne Kämpfen und Ringen kein Sieg, auch kein Gebetssieg. Wir müssen mit Jesu den Berg hinan, wirklich himmelan, und alle hinan, ehe wir mit seinen Jüngern als einmütig im Geist seines Gebets beharrende wieder zu Tal gehen können.

Die ersten Schritte bergauf sind oft die schwersten. Der erste Entschluß der Seele, sich von den irdischen Niederungen ab und der Höhe, dem Himmel zuzuwenden, fordert das Zusammenfassen ihrer tiefsten Kräfte. Sie ahnt es zwar: alles, was sie drunten an Werten dahintenlassen und aufgeben soll, und mehr als dies wird sie droben auf eine besondere Weise wiederfinden. Aber zunächst scheut sie diese Losreißung von dem, was sie gerade am innigsten anzieht, am meisten beschäftigt und

mit Sorge und Jammer, mit Zorn, ja vielleicht mit grimmigem Haß erfüllt. Zunächst spürt sie am deutlichsten, daß ja doch alles, was sie von diesen Empfindungen und Gesinnungen mit hinaufnähme auf den Berg des Gebets, in seiner reinen Höhenglut zerschmelzen oder sich verwandeln müßte, und zwar um so unerbittlicher, je höher sie stiege. Ja, sie weiß: es wird ihr dort auf dem Gipfel keine Ruhe gelassen, bis sie ganz in sich gereinigt ist, bis ihr Gebet sogar „in Gott ein froher Untergang“ heißen darf oder „mit Gottes ew'gem Liede tiefinnerster Zusammenklang“ und kein Gedanke mehr zwischen ihr steht und Gottes Geist. Darum, wie gesagt, ist diese entschlossene Hinwendung zur Höhe nichts Kleines. Gleich hier im Anfang des Weges zeigt sich vielmehr, daß es sich beim ernstlichen Gebet um eine freie große Tat der Seele handelt, um ein Wagen, einen Aufschwung, eine starke, den falschgerichteten Sinn niederkämpfende Selbstüberwindung, namentlich in Zeiten leidenschaftlichen Erlebens und Erleidens. Muß ich hinzufügen, daß diese Kriegszeit, in der alle Greuel der Weltgeschichte aufs höchste gesteigert sich wiederholen, alle Lügengeister der Erde sich wider uns verbündet zu haben scheinen, daß diese Zeit des größten Völkerkrieges, die auch für jeden einzelnen unter uns wohl das gewaltigste Erlebnis seines Erdenlaufes ist, unsere Seele immer wieder zu dieser Wesenstat, zu diesem entschiedenen Aufwärts drängen will wie keine zuvor?

Aber, sagst du vielleicht, diese Zeit läßt auch wie keine andere meine Schritte immer wieder stocken. Sie zieht mich immer wieder hinab mit ihrem rasenden Kriegs-

Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig

Totentanz 1914/15

Aus dem Skizzenbuch eines Feldarztes

von Dr. med. Gerhard Hahn



M t 17 Abbildungen aus Holbein „Totentanz“ und Schlüter „Masken“.
96 S. 1915. M. 1.—.

Inhalt: Geleitwort. – Auftakt. – Im Walde von Rossignól. – La città dolente. – Nocturno. – Die Kirche zu Inor. – Der Gefangene. – Mondgespenster. – Herbstlaub. – Ich hatt' einen Kameraden. – Der Postvermerk. – Typhus. – Walkürenritt. – Ein Wiedersehen! – Weihnachten. – Ablösung vor! – Der tote Bruder. – Letztes Geleit.

Diese Skizzen sind während des Feldzuges 1914/15 auf Grund eigener Erlebnisse und Eindrücke auf einsamen Ritten, am Biwakfeuer und an stillen Winterabenden im Feindeslande entstanden. Der Verfasser versucht die Größe der Zeit zu schildern, indem er sie aus der Größe der Opfer, aus der Größe des Leidens Einzelner erstehen läßt. Er hat kleine Skizzen entworfen vom Schicksale Einzelner unter den ungezählten Namenlosen, die im Feindesland unter einfachem Holzkreuz am Wegrande schlummern.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

getöse, mit ihrem nur halb unterdrückten, millionenstimmig von der Erde aufsteigenden Jammerschrei. Und ich kann, ich will mich diesem Zorn- und Klageruf meiner Brüder, meiner Schwestern nicht entziehen. Diese Erde hat ein Recht an mich, mag ihr jetzt auch nicht der Bach meiner Freuden entquellen, sondern der Blutstrom des Völkerleidens. Und mag sie wieder zum Chaos, zur finsteren Wüste werden — diese Tiefe, in der viele Hunderttausende ihr Liebstes plötzlich versinken sehen, ist doch Heimat, Nähe, Gegenwart, trotz schmerzlichster Abstände. Was soll mir aber jetzt der Himmel droben, der fremde, mit seinen unerreichbaren Fernen? — Dennoch, du Trauriger, du bitterlich, aber aufrichtig Liebender, laß dich bitten: komm, fliehe noch nicht wieder abwärts, schau erst einmal tiefer in den Himmel hinein, den die Frömmigkeit meint. Du hast ja recht: dieser Himmel des neuen Weltbildes, dieser unendliche Raum, in dem zahllose Lichtweltkörper ihre stillen Bahnen ziehen, ist das feierliche Bild einer Ordnung, zu der das gegenwärtige Völkerleben in krassestem Widerspruch steht. Diese Sonne, die ruhig lächelnd am blauen Maihimmel ihre Lichtbahn wandelt, strahlt über dem gräßlichsten Völkermord in Ost und West, bei ihrem Aufgang und ihrem Niedergang — du denkst daran, und ihr Licht schmerzt deine Augen. Diese herrlich glänzenden Gestirne, Sternenfamilien und Sternenvölker, die wir in Friedenstagen als ein Urbild der *einen* sich vollendenden Menschheit, als ein Gleichnis des Reiches aller freien, sich gegenseitig Licht und Wärme spendenden Geister gepriesen haben, sie prangen fort über dem furchtbarsten Zusammen-

bruch der christlichen Mission, Hoffnung und Sitte — du weißt es, und du teilst die allgemeine tiefe Enttäuschung. Und das milde Freundesauge der Nacht, der Mond, dessen Glanz sonst die verschlossene und gespannte Seele lösen half, er kann jetzt dein bitteres Weh nicht lindern: er scheint über so manches ferne Grab, das deine Gedanken suchen, über Massengräber in der Ebene, im Gebirge, in der See, als wären sie nicht da! Diese ganze unfühlende, herzlose Naturordnung, als deren Bild dich jetzt der Himmel umgibt, ist deiner Einwirkung entzogen. Kein noch so inständiges Elterngebet hat ihren festen, ehernen, gesetzesharten Zusammenhang zu erschüttern vermocht, auch kein gemeinsames Kirchengebet, das um Abwendung von Krieg, Seuchen und teuren Zeiten bat. So wenig deine Hand die Sterne greifen konnte, so wenig konnte deine Fürbitte auch nur um Haaresbreite den tödlichen Granatsplitter von der Brust des geliebten Vaters, Gatten, Bruders oder Freundes ablenken. Das alles ist wahr. Aber sieh: die reifere Frömmigkeit wird gar keinen Versuch machen, diese strenge Wahrheit zu verschweigen oder irgendwie zu verkürzen. Im Gegenteil: sie betont noch diese Wahrheit als eine erhabene und heilige. Und wie? Indem sie Gott selbst als den Schöpfer und Erhalter dieser Ordnung, als den Hausherrn und Haushalter der Natur, der seine Gesetze nicht widerruft, verehren heißt. Und diese Tatsache soll dich nicht etwa nur tiefer verbittern, nein, zu immer andächtigerer Besinnung rufen, soll Schauer kindlicher Ehrfurcht in deiner Seele erwecken. Denn wenn wirklich Gott in diesem Himmel heiliger

Ordnungen wohnt, dann können sie niemals bloß ein Hohn auf Menschen- und Völkerlose sein, dann müssen sie diese mitumschließen, mitumfangen, wie der Himmel wirklich die Erde umfängt. Ja, dann ist Gott selbst der Bürge für ihre Erhabenheit über jeden Wechsel der Zeiten und Dinge, über alles noch so laute Schreckensgetöse der Völkerwillkür und -unordnung. Dann muß schließlich auch dieser unheilvolle Weltkrieg, den mißleitete Völker in Habsucht, Rachsucht und Herrschsucht angezettelt haben und den Unschuld und Treue zu ihrer Abwehr aufnehmen mußten, ein segensvoller werden und Gottes ewigen Zielen, seinen sich endlich doch durchsetzenden, alle Welten ordnenden Gedanken dienen, nicht anders als die blinden rätselvollen Aufruhrkräfte der Natur selbst, die scheinbar nur zerstören.

Sieh, nun sind wir fragend und sinnend immer höher gestiegen und haben mit der Höhe des Berges eine Ewigkeitsschau über die vom Kriegssturm durchtobten Länder der Erde schon gewonnen. Aber unser Herz ist noch unruhig geblieben. Es möchte wenigstens im allgemeinen wissen, welcher Art die heiligen Gottesgedanken sind, bei denen wir uns vollends beruhigen könnten. Da hören wir die Stimme Jesu, der seine Jünger beten lehrt: „Unser Vater, der du bist im Himmel." Und beim Klange dieses schlichten Kindeswortes: „Unser Vater," da ist es uns, als würden auch wir sanft und stark in die Höhe gehoben. Da finden wir den Mut, uns nicht mehr am Anschauen einer an sich kalten Himmelsordnung, am Emporschauen genügen zu lassen, nein selbst emporzudringen an Gottes Herz

als an das Herz des Vaters, das für alle seine Kinder in ewiger Liebe schlägt. Und da erst, indem wir selbst im Himmel, in Gott sind als dem Grund unseres Wesens, dem Lebensgrund unseres Herzens, unseres Geistes, unserer Liebe, wissen wir recht, was der wahre Himmel ist. Er ist nicht die Fremde; nichts weniger als dies. Er ist die eigentliche Heimat unseres Gemütes. Die Heimat unserer inneren Sonnenwärme, die nach allen Seiten ausstrahlen möchte über gute und böse Menschen, auch über gerechte und ungerechte Völker, daß wir sie endlich doch überwänden mit der ernsten Güte unseres Willens. Er ist die ewige Geburtsstätte unserer Überwinderkraft und -würde, der Kraft des reinen Gewissens und der pflichttreuen Hingabe, in der unsere Heldenjugend sich hinopfert für den schöneren Frieden des Vaterlandes und der Menschheit, der kommen soll, in der unser ganzes Volk unvergleichliche Opfer an Geist, Begabung und Gütern aller Art zu bringen vermag. O wenn ihm nicht die Himmelsbrunnen rauschten, wenn ihm nicht aus den Tiefen des inneren Himmelreichs immer neu die beiden Kräfte zuströmten, die noch kürzlich einer unserer Denker als die wesentlichen Kräfte deutscher Art gekennzeichnet hat: Ordnungssinn und Gemütsinnigkeit, ordnende Kraft des Geistes und kameradschaftliche Treue, Helden- und Kindessinn, — woher sollte es dann sein ruhiges, stetiges Vertrauen auf den Sieg, auf den erst zu erkämpfenden Sinn dieser Opferzeit nehmen? Woher jeder einzelne teure Jüngling die Stärke, eine Höhe begeisterter Hingebung und geduldiger Ausdauer zu erklimmen, die durch keine

Leistung mehr zu überbieten ist? Ist etwa der Krieg an sich ein Segenstifter, ein Erzieher zur inneren Freiheit und Größe des Charakters, einerlei, von wem er geführt wird, ob von Händlern oder von Helden? Wohl kann er es werden für alle, die ihn als Gottessöhne, als Priester und Krieger der Menschheit, in der unüberwindlichen Kraft gottvertrauender Heldenherzen führen; sie werden durch ihn nur reiner, selbstloser, gottinniger werden, Herrscher ihrer selbst; ihre tiefsten Kräfte, ihre herrlichsten Tugenden wird er frei machen und hat es getan. Aber täuschen wir uns nicht. Sehen wir nicht an den harten, schrecklich nüchternen Wirklichkeiten dieses Krieges vorbei: von der inneren Roheit und Verlogenheit streift er nur den Firnis ab; der schnöden, kalten, grausamen Krämerselbstsucht reißt er nur die scheinheilige Maske vom Gesicht, in der neuen wie in der alten Welt; er läßt sie nur verwildern in Schamlosigkeit, er bekehrt sie nicht. Für alle Völker der Erde und natürlich auch für unser Volk bedeutet dieser Krieg an sich eine ungeheure seelische Gefahr, eine innere Lebensgefahr, nicht bloß eine äußere. An sich bietet er auch — und ginge er als Krieg so ehrenvoll und siegreich für uns zu Ende, wie wir's hoffen dürfen — nicht die mindeste Gewähr für wirklich hochgedachte, von einem starken, völkererzieherischen Willen getragene deutsche Friedensschlüsse oder für ein geläutertes Volksleben der Zukunft oder etwa für religiöse Befreiung und Verständigung der christlichen Kirchen, ebensowenig wie frühere Freiheits- und Einigungskriege. Diese Gewähr ist erst von uns allen noch zu erarbeiten. Sie kann nur

in der gemeinsamen inneren Erneuerung und Erhebung gegeben sein, zu der dieser Himmelfahrtstag uns besonders auffordert, die er schon vorfindet, aber sichern möchte, nur in der wiederholten Auffahrt unserer Seelen zu Gott, dem vollkommenen Charakter der Liebe, nur in dem unermüdlichen Gehorsam gegen das Wort Jesu: ihr sollt Söhne eures Vaters in den Himmeln werden, vollkommen wie er. Darum sollten wir uns nicht bloß für eine Feststunde in der Gemeinschaft mit ihm heimisch fühlen, sondern wirklich heimisch in ihr werden und bleiben. Dann würden wir ein Rückgrat von Stahl gewinnen. Dann würde unser Herz nicht bloß reich werden an Wärme, sondern auch fest und stark gegenüber allem, was noch kommen mag.

Und so, nachdem wir den rechten Standort in Gott gewinnen und festhalten lernten, würden wir auch an unserm Teil wirklich Überwinder der jetzigen schweren Erdennöte sein und Beter der sieben Bitten in Jesu Geist. Wir würden den Namen des himmlischen Vaters als seine Kinder auch dadurch zu heiligen wissen, daß wir die Sprache, die er uns gegeben hat, unsere deutsche Sprache, wieder durch einfachste Wahrhaftigkeit adelten, jeden Schwulst, jede Großsprecherei, jede unwahre, bettelhafte Fremdtümelei vermieden. Wir würden in weitem Himmelssinn um das Kommen Seines Reiches bitten, nicht ein eitles Verlangen nach deutscher Weltherrschaft darin verstecken, und doch gerade dann auf die richtige Einordnung unseres Deutschtums in das Gottesreich hoffen dürfen, die diesem bestimmungstreu diente und allen Völkern Segen brächte, Freiheit der Meere und

Freiheit der Seelen. Der Anruf: Dein Wille, Dein Vaterwille geschehe auf Erden wie im Himmel, würde dann in diesen Zeiten der Ausdruck einer durchaus ehrlichen, ungeteilten Tat- und Opferbereitschaft sein, denn im Himmel geschieht der Wille Gottes ganz selbstlos und freudig, durch keinen Nebengedanken der Selbstsucht und des Ehrgeizes getrübt; so erfüllte ihn Jesus; darum ist seine Himmelfahrt das natürlichste, entsprechendste Bild für den Ausgang seines Lebens. Wo der Wille seines Vaters geschieht, wie er ihn vollbrachte, da ist das wahre Himmelreich auf Erden. Und die andern vier Bitten, die noch folgen: die Bitte um unser tägliches nötiges Brot, die Bitte um Vergebung unserer Schuld, die voraussetzt, daß auch wir bereit sind, unsern Schuldigern zu vergeben, die Bitten um Erlösung aus Versuchung und bösem Sinn — welchen besonderen Inhalt gewinnen sie alle noch in dieser Zeit, in der es auf unseres Volkes Aushungerung und Erschöpfung abgesehen ist, welchen Überwindergeist machen sie uns deutschen Christen, um aufrichtig von uns gesprochen werden zu können, immer wieder zur Pflicht!

Ach, wir würden wohl aufs neue verzagen, wenn nicht auch unser sonstiger Lebensgang uns doch schon ein wenig fester hätte wurzeln lassen in jener Welt des Vaters, wenn nicht der Himmel, auch nachdem wir längst wieder ins Erdental hinabgestiegen sind, uns immer wieder an den Heiland erinnerte und uns grüßte von ihm, der die höhere Welt so ermutigend in seinem Leben und Sterben dargestellt hat. Er, der vollkommenste Lehrer der Unsterblichkeit, wie ihn unser Lessing einmal

genannt hat, zieht uns nach, lehrt uns glauben an die Welt der Vollendung, in die er selbst eingegangen ist. Vielleicht schauen wir manche liebe Gestalt ihm zur Seite, die längst von uns gegangen ist, auch manche verklärte junge Überwindergestalt, die uns die Heimat der Seele da droben im Licht inniger suchen und nie wieder ganz vergessen läßt. Und so strahlen uns doch alle Sternbilder des Himmels wieder auf als Verheißungen des ewigen Lebens. Wir wagen gewiß jetzt alle nicht mehr auf ein irdisches Menschheitsparadies zu hoffen; die Macht der bösen Gewalten, die Macht der Lüge, des Neides und des Hasses, die sich so furchtbar in diesen letzten neun Monaten enthüllt hat, verbietet es uns; aber die Sehnsucht nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann, und der Glaube an ein ewiges Friedensreich ist darum nicht in uns erstorben. Wir wollen gewiß keinen offenen Gegenwartssinn, keinen tüchtigen Diesseitssinn einzuschläfern suchen. Wir malen uns auch nicht schwärmerisch das Jenseits aus; es soll unsern begrenzten Sinnen offenbar nach weisem Ratschluß verschlossen bleiben. Aber wir zweifeln nicht, daß Seelen, die dort schon Wurzel faßten, während sie noch in irdischer Gestalt wohnten, daß besonders opferfreudige junge Heldenseelen dort wachsen und reifen werden an Erkenntnis Gottes, an Liebe und an schaffenden Kräften. Diese Zuversicht genügt uns, und wir bekennen sie, auch sie, mit dem schönsten Bekenntnis der Christenheit: „Dein, o Vater, dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Amen.



Pfingsten 1915.

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und Liebe und Zucht. 2. Tim. I, 7.

Wenn wir dies schlichte Wort mit der Pfingstgeschichte und ihren erhabenen Bildern vergleichen, so mag es uns zunächst etwas nüchtern anmuten. Es ist kein Wort der Geistestrunkenheit, das den Spott der Alltagsmenschen herausfordern könnte. Kein plötzlich niederbrechender Sturmwind braust darin, keine geheimnisvollen Feuerzungen erscheinen, kein Sprachenwunder wird angedeutet. Nicht von einem ersten überschwänglichen Ergreifen des Geistes, vielmehr: nicht von einem ersten Ergriffenwerden, das fast einer gewaltsamen Bezwingung durch ihn gleichkommt, wird gesprochen. Nein, nur von einem längst gegebenen Tatbestand, nur von einem ruhigen, sicheren Besitz.

Aber es gibt eine Nüchternheit, die der Begeisterung voll ist, wie ein frommer deutscher Denker gesagt hat. So ist dies Wort, tiefer betrachtet, eine Schale gefüllt mit edlem Wein, wenn auch nicht mit gärendem, brausendem Most. Es ist schon eine Reife, eine Abklärung in ihm, ein eigener innerer Gehalt. Das erste Sonnenfeuer wird da nicht mehr erlitten; es ist längst in ihn hinein-

gebannt, ist seine eigene süße, herbe Kraft geworden. Der Jünger Christi, der so sprechen konnte: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und Liebe und Zucht,“ hatte vielleicht keine Gesichte und Träume mehr, aber er stand im Tagesglanz einer festlichen Wirklichkeit. Es ist doch eine großartige Tatsache für ihn und für alle, mit denen er sich zusammenschließt, also für die ganze Christengemeinde seiner Zeit, daß er so mit der einen Hand den Becher des lähmenden Giftes, den Becher der Furcht als für ihn nicht zubereitet beiseite schieben und mit der andern den Himmelstrank des göttlich lebendigen Geistes festhalten und immer wieder an die Lippen setzen kann, um sein Wesen damit zu stärken!

Wir dürfen aber sagen: Eine herrliche, große Tatsache ist es auch für uns deutsche Christen, daß wir heute, an diesem Pfingstfest inmitten des Weltkriegs, im Namen der Gesamtheit unseres Volkes das Zeugenwort der alten Christengemeinde wiederholen dürfen: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und Liebe und Zucht.“ Gewiß, damals, als der Kriegssturm losbrach, in den unvergeßlichen Augusttagen des vorigen Jahres, hatte er einen besonders pfingstlichen Charakter. Sein Brausen erfüllte das ganze Land; es drang bis ins fernste Gebirgsdorf; es weckte den dröhnenden Schritt unserer Heldenheere auf allen Straßen. Alldeutschland, freventlich angegriffen, flammte auf wie eine einzige Pulvermine, nach jenem verheißenden Bismarckwort, und in dem hochschlagenden Feuer der alle Stämme und Stände erfassenden Begeisterung

schmolzen die alten, oft überhitzten Parteigegensätze zu einer ehernen Einheit zusammen. Der unerhörte, unwiderstehliche erste Siegeszug unseres Volksheeres riß auch die etwa noch Zagenden mit sich fort. Unsere Dichter und Prediger, unsere Krieger im Felde und auch ihre Mütter, Frauen und Bräute daheim wurden voll eines neuen gewissen Geistes, voll heiligen Geistes; viele unter ihnen fingen an mit neuen Zungen zu reden und die oft verdächtigte, oft schon totgeglaubte Vaterlandsliebe wieder einmal als höchstes Lebenskleinod der deutschen Seele zu verstehen und zu preisen. Inzwischen aber — im Laufe von bald zehn Monaten — ist die heilige Flamme nicht erloschen, nicht einmal gedämpft worden. Sie loht noch klar und stark, eine gerade aufstrebende Feuersäule, zum Himmel empor, bricht aus den Tiefen des deutschen Wesens immer wieder herauf, wächst und steigt noch. Wenn wir nun auch ernster wissen als im Anfang, daß diese Flamme eine ungeheure Opferflamme ist, heißeste Prüfungsglut für viele hunderttausende deutscher Familien, für unser ganzes Volk — das unaussprechlich große Leid hat sie nur geheiligt, geläutert. Ja, wir können heute ein deutsches Pfingsten mitten im Weltkrieg feiern, können dies Fest, das in Sachsen obendrein zusammenfällt mit der Geburtstagsfeier des geliebten Königs, begehen als ein Fest des inbrünstigen deutschen Dankes und als ein Fest des freien, großen, ruhigen deutschen Vertrauens. Es fällt nicht in eine Zeit der Mattheit, der öden Gleichgültigkeit und des halben Wesens wie so manches frühere Pfingsten, dessen Verkündigung hier und da vielleicht künstlich gesteigert,

vielleicht den Tatbeständen widersprechend erklang. Nein, es wird in einer der größten Heldenzeiten der deutschen Geschichte von uns gefeiert, in einer Zeit, groß durch die Gewalt ursprünglicher Empfindung und mächtiger Kraftanspannung, größer durch die Herrschaft über diese Gewalten, durch ihre Bändigung und Leitung. Haben wir zu Himmelfahrt uns fragend und betend emporgerungen — dies Pfingsten gibt uns eine kraft- und friedevolle Antwort aus dem geöffneten Himmel des Geistes. Eine Antwort, die uns bedeuten will, wie reich wir im Grunde durch seine Gabe sind, welch eine große, charaktervolle Wirklichkeit deutschen Lebens uns durch sie gerade jetzt voll erschlossen ist. Erfreuen wir uns denn dieser Pfingstgabe, indem wir ihre Größe, ihre Herrlichkeit tiefer zu würdigen suchen.

Zuerst mag dies geschehen durch eine Betrachtung des Gegensatzes, der zwischen dem Geist, der uns gegeben ist, also dem Geist der Kraft, Liebe und Zucht, und dem Geist, der uns nicht gegeben ist, also dem Geist der Furcht bestehen soll. Ist dieser Gegensatz ein unbedingter? Ist der Geist der Furcht unter allen Umständen, in jedem Sinne und Grade, unvereinbar mit dem Geist Gottes?

Auf der Höhe des frommen Bewußtseins, wo unser Zeugenwort ertönt, ist jedenfalls eine gewisse Unvereinbarkeit aufs bestimmteste behauptet. So bestimmt, daß man den Eindruck hat: wo der Geist Gottes wirklich vorhanden ist, gegeben ist, da ist die Furcht ausgeschlossen, und wo und soweit sie sich noch regte, wäre er noch nicht da. Ja, auf dem Gipfel dieses Höhenlebens möchte

man sich wohl geradezu fragen: Was hat die Furcht überhaupt mit dem Geist zu tun? Ist sie nicht Geistverlassenheit, Mangel an Geistesgegenwart, Geistlosigkeit? Ist dieser sogenannte „Geist der Furcht" nicht ein Wahn, ein bloßes Gespenst? Der Geist Gottes allein ist wirklicher Geist, ist Leben und Wirklichkeit. Was soll dann die sonderbare Rede: er hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, als ob dieser überhaupt von ihm gegeben werden könnte? Ist das nicht vielleicht nur ein Wortspiel, gewählt, um durch den Gegensatz von Nein und Ja, von Nichtsein und Sein, Schatten und Licht das allein Wirkliche um so tagheller hervortreten zu lassen?

Indessen, hüten wir uns lieber, mit diesem Gegensatz zu spielen, ihn nicht ernst, nicht wirklich genug zu nehmen. Auch der Geist der Furcht — Geist verstanden als das bestimmende, beherrschende Wesen der Seele — ist eine Wirklichkeit, jedenfalls in dem Sichfürchtenden selbst. Ihm sind seine inneren Ängste, sein Bangen und Grausen, das Zittern und Schlagen und Stocken seines Herzens nur zu sehr Wirklichkeit. Das ist ja eben das „Fürchterliche" seines Zustandes, daß er sich der Angst trotz ihrer äußeren Gegenstandslosigkeit, die er sich vielleicht hundertmal vorpredigte, nicht erwehren kann. Sie kommt über ihn als eine Macht, die zunächst einmal stärker ist als sein Verstand, seine Selbstbesinnung, sein Wille. — Sagen wir auch nicht, daß sie dann doch bloß eine Art von Krankheit der Seele, ein Irrwahn wäre. So sagt etwa die amerikanische „Christliche Wissenschaft", die Lehre von der Selbstheilung, in ihrer Halbwahrheit.

Es handelt sich aber um Tatsächlichkeiten der inneren Verfassung, nicht bloß um Wahngebilde; solange jene nicht durch einen neuen inneren Lebensvorgang weggeräumt sind, schwinden auch diese nicht, schwindet auch die heimliche Furcht nicht. Und wenn sie nur eine Krankheit wäre — was heißt das: „nur“ eine Krankheit? Ist nicht auch sie nur zu wirklich, solange sie ist? Wenn du einmal einen lieben Menschen sahst, der an Herz- und Atemnöten litt: wie er bei einem schweren Anfall bangte und rang, wie die Farbe in seinem Gesicht jählings wich und kam, das Auge sich unheimlich vergrößerte — da redetest du, der Gesunde, ihm wohl gut zu: weile nicht mit deinen Gedanken dabei; es geht vorüber; es ist nur eine Täuschung, daß irgend ein Grund zu deiner tiefen Angst vorhanden wäre, sie ist bloß körperlich begründet. Bloß körperlich! Du hattest ja recht. Aber als später derselbe Angstzustand dich erfaßte, dachtest du doch ein wenig anders über den innigen Zusammenhang von Körper und Seele und über das Maß von seelischer Tapferkeit, das du gefordert hattest. Es war doch nicht so leicht, dies Gefühl zu beherrschen, als müßtest du dich an einen treuen Menschen anklammern oder um sein Nahebleiben bitten wie ein Kind! Diese Not, diese Hilflosigkeit, als wollte deine Angst zu einer Weltangst sich auswachsen, war doch nicht ein bloßes Nichts. Sie war vielleicht eine Wirklichkeit, die dich in den Grundvesten und in dem ganzen Gefüge deines Wesens erbeben ließ. — Und ebenso: wenn unter den Millionen Jünglingen, die unser Vaterland verteidigen, sich natürlich auch viele sehr feinfühlige

und zartnervige finden, die vor dem Höllengetöse mörderischen Granatenhagels, vor den Grausamkeiten eines erbitterten Nahkampfes erst einmal erbeben; wenn manche treue Seele daheim, die wochenlang ohne Nachricht blieb, bangt vor der nächsten Post, die sie doch herbeisehnt; wenn wir alle mit unsern österreichischen Bundesgenossen die neue drohende Gefahr, in die der verräterische welsche Bundesgenosse uns gestürzt hat, bei aller Bereitschaft gern beschworen hätten, zitternd um den neuen Opfergang von vielen tausend Helden — nun, so hat all dies natürliche Bangen und Sorgen doch einen furchtbar ernsten Hintergrund von Wirklichkeiten. Nur ein übertreibendes Maulheldentum, das die Dinge nicht sieht oder nicht sehen will, wie sie sind, könnte das bestreiten oder sogleich von Feigheit, also von unüberwindlicher, selbstsüchtiger Angst um das eigene liebe Leben reden. Gewiß, zu überwinden, niederzuzwingen, zu beruhigen ist alle diese Bangnis. Wir wollen nur nicht verkennen, daß sie wirklich erst zu überwinden ist; daß Gegenkräfte gegen sie, die tatsächlich vorhandene, erst in Bewegung zu setzen sind. Knaben sind in diesem Kriege zu Männern und Helden geworden; zarte Frauen und Mädchen zu Heldinnen einer unermüdlich pflegenden und helfenden Liebe; Greise haben wieder ein vollgerüttelt Maß von Pflichten übernommen, sich verjüngt und durchgehalten. Aber erscheinen diese Leistungen nun kleiner oder nicht vielmehr größer, erscheint der Gottesgeist, der sie hervorrief, schwächer oder nicht vielmehr stärker, wenn der Gegensatz zwischen ihm und den Anwandlungen der Furcht nicht bloß ein rednerischer,

sondern ein wirklicher ist? Wo der Gottesgeist noch nicht siegreich lebendig geworden ist in Menschenseelen — und wo wäre er's immer sogleich und immer gleichmäßig —, da muß, wenn auch nur in einem verborgenen Winkel des Innern, eine Unruhe, eine Furcht oder eine Sehnsucht sein. Das ist ein Tatbestand, ein Gesetz seiner Allmacht, eine Wirkung seines alldurchdringenden Wesens in denen, die ihn noch nicht haben, aber suchen sollen. Menschliche Furcht, auch abergläubische Furcht ist im letzten Grunde nur wirklich, weil Gott wirkliche Macht ist, wenn auch in seinem tiefsten Wesen noch unverstandene, ungefühlte Macht, nicht frei geworden im Menschen. Darum ist auch ihr Verschwinden nicht die Selbstauflösung eines Nebels, eines Wahnschleiers, der nur vor unserm verblendeten Auge stand. Die Gottessonne hat ihn angezogen und aufgelöst, die göttliche Lichtkraft, der wir die Hände zustreckten, die Seele willig zuwandten, wir, ein Volk, das ihn anrief in seiner größten Not.

Wir konnten es in dieser großen gewaltigen Sache des Weltkriegs mit reinem Gewissen tun; ohne Selbstgerechtigkeit dürfen wir's behaupten. Wie es dagegen um die Seele der andern Völker steht, die uns einkreisen, gemeinsam überfallen und vernichten wollten, die Bluts-, Rassen- und Bundesgemeinschaft verrieten, die übrigen Länder mit ihrem Lügengift verpesten? Wir wollen sie nicht richten. Aber ein Gericht haben sie jedenfalls über sich selbst heraufbeschworen: sie werden lange Zeit nicht mehr ohne Furcht leben können; sie werden, ob sie jetzt noch so verwegen tun, es lernen

müssen, sich zu fürchten, soweit sie es nicht schon gelernt haben! Es wird nicht anders sein wie im Leben des einzelnen. Der Mensch, dem es an der Geschlossenheit eines reinen, aufrichtigen Willens fehlt, der nur seine eigene bequeme Sicherheit sucht oder in Ausschweifungen, in innerer Ordnungslosigkeit, in unbeherrschter Sinnlichkeit dahinlebt, muß zittern vor der Auflösung seiner Seelenkräfte. Er mag scheinbar zu den ehrenwerten, behaglich gesunden Leuten gehören — in seiner Seele wohnt die Unruhe, die geheime, vielleicht jahrelang von ihm selbst nicht verstandene Furcht. Er braucht nur einer wirklich starken, reinen, schlichten, in sich geordneten Seele gegenüberzutreten — und das Gefühl der eigenen inneren Unsicherheit ist da. Gott meldet sich im Gewissen, auch im scheinbar guten, vorwurfsfreien Gewissen, oft auf Wegen, wo wir's am wenigsten vermuten würden, nämlich auf den Wegen, die wir täglich gehen. Er begegnet uns, wir erkennen ihn nur nicht. Er meldet sich oft spät, wie im Gewissen jener großen Verbrecher Shakesspeares, die vielleicht nicht so früh ausgestorben sind wie wir manchmal dachten, aber er meldet sich: im Zusammenbruch der Scheinruhe, im Ausbrechen der tiefen, lang niedergehaltenen Angst. Und ein Volk, das den Krieg in frevelhafter Herrschgier vom Zaune bricht, und ein anderes, das die Welt in ein großes Handelshaus für sich allein verwandeln, die anderen aber für diesen Zweck verbluten lassen will, und ein drittes, das von der Rachsucht leben, seine Zukunft bestimmen lassen will, und ein viertes, das ohne einen Blutstropfen zu opfern, uns durch Lieferung von

Munitionsmassen an unsere Feinde bekriegt, und endlich eins, das — mit Zorn und Trauer sei es gesagt — nun das Schandmal eines ebenso undankbaren und schamlosen als sinnlosen Verrats an der Stirn trägt — solche Völker sollten nicht in ewiger Unruhe, in innerem Aufruhr und Zwiespalt leben müssen, bis sie in sich gehen? „Ein Appell an die Furcht findet im deutschen Herzen niemals ein Echo." Warum nicht? Wir wissen es wohl. Möge das Wort unseres getreuen Eckart wahr bleiben! Aber in den Herzen der andern Völker — wird das Echo da ausbleiben können? Wird da der Geist der Furcht sich nicht einschleichen, einnisten?

Übrigens — die größten Geisteshelden der Menschheit haben eine heilige Gewissensfurcht gekannt; wir brauchen uns nicht zu erschrecken, sie zu kennen, gekannt zu haben, keine „reinen Toren" in diesem Sinne zu sein. Das Evangelium ist keine Drohung, sondern eine Frohbotschaft für Bußfertige. Paulus, Luther, der junge Bismarck — sie kennen alle das Grausen. Sie wissen von Bangigkeit, wenn sie auch in der Gefahr nicht verzagen. Sie fürchten sich nicht allzusehr, aber die Welt ist voll Teufel. Sie sehen Dämonen, sie, deren Geist „zweier Zeiten Schlachtgebiet" ist, und der Dichter, der Seelenforscher, sagt uns: mich wundert's nicht. Jesus selbst spricht das herrlichste und ernsteste Wort über Menschenfurcht und Gottesfurcht: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht töten können. Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle." Der Vater Jesu

will dies Verderben nicht; er will die innere Freiheit seiner Kinder. Aber alle, die der Macht seines heiligen Geistes widerstehen, müssen es fürchten, müssen den „Geist der Furcht“ schließlich als Tyrannen in sich beherbergen.

Uns hat Gott nicht gegeben den Geist der Furcht. Nun verstehen wir, was das bedeuten will. Er hat uns nicht einen knechtischen Geist gegeben, daß wir uns abermals fürchten müßten, sondern einen kindlichen Geist, einen Geist der verehrenden Gottesfurcht, der freien Ehrfurcht, die mit Vertrauen und Liebe verbunden ist. Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt. Diese große Zeit hat das große Wort erst recht wahr gemacht. Wir haben in ihr den Geist empfangen, der zwar die Gottesfurcht heilig hält, aber die Welt- und Menschenfurcht immer wieder überwindet, nie zur Herrschaft kommen läßt — die letzten schweren Tage haben's wieder bewiesen. Dieser Geist ist nun als unser tiefstes gottgewolltes und gottgegebenes Wesen offenbar geworden. Er, der sich wirklich als unvereinbar erweist mit dem „Geist der Furcht,“ trägt die drei Namen: Kraft, Liebe, Zucht. Aber diese drei Töne sind ein Akkord, untrennbar in ihm zusammen, keiner von ihnen jemals ohne die beiden andern. Und diese innere Dreieinigkeit, dieser in sich geschlossene reine Charakter des Geistes, der uns gegeben ist, macht ebenso seine Größe aus wie sein stets erneuter Sieg über den Geist der Furcht, und auch dieser wird erst darin vollkommen.

Ja, du Geist der Kraft und Liebe und Zucht, der

du unser Volk im Innersten zusammenhältst auf diesem Höhepunkt seiner kampfreichen Geschichte, wir möchten wohl einen Lobgesang anstimmen, der deiner Herrlichkeit würdig wäre. Einen Lobgesang voll reiner Demut und voll reinen Stolzes, weil du uns wirklich gegeben bist, du Einklang im Dreiklang! Wir möchten es rühmen, daß du nicht der Geist der rohen Kraft, der Geist des Barbarentums bist, der uns von den Feinden vorgeworfen wird, nicht der Geist blinder, plan- und zuchtlos wirkender Gewalt; aber auch nicht der Geist des bloßen Drills, maschinenmäßig bewegter, uniformierter Massen, wie sie sich's gern vorspiegeln möchten; und endlich nicht der Geist einer schwächlichen, charakterlosen Friedensliebe, der nach ihrem Wunsch dem alten Volk der Denker und Dichter immer noch anstände. Nein, in dir sind eins: Kraft, Liebe und Zucht. Du bist gestaltende, erziehende, aufbauende Liebeskraft. Wirkliche solche Kraft bist du, weil wahre schöpferische Gotteskraft, Geist aus Gott. Keine bloße Scheinkraft bist du, die sich in hochtönenden Redensarten erschöpfte; nein, wahres inneres Sein, in Jahrhunderten angesammelte Wesenskraft, nun entbunden, nun in aufquellende, nach allen Seiten strömende Bewegung geraten, nun auch mächtig geworden in den scheinbar Schwachen, nun offenbarend, daß ein Volk, in dessen Gemüte du wirklich lebst, in der Stunde seiner größten Gefahr als ganzes zu einem Heldenvolk wird, Herr aller seiner Gaben und Kräfte, auch seiner Nerven. Ja, wahre, höchste Überwinderkraft bist du als Geist der zuchtvollen Liebesmacht. Jeglicher Furcht Überwindung stellst du erst in dir selbst

dar, so vollkommen, wie die Morgensonne die restlose Überwindung der Nacht. Du erst bist das göttliche Ja, das starke, reine Ja der alles einsetzenden Hingabe. Und darum bist du erst der äußerste Gegensatz zu dem Nein der Furcht, die den Menschen immer heißt, in ängstlicher Selbstsucht um sich selbst kreisen. „Furcht ist nicht in der Liebe, die völlige Liebe treibt die Furcht aus“ — dies Wort soll uns von dir gelten, du Geist frommer Vaterlandsliebe, der du unser Haus rein hältst, ein schwertgegürteter Engel des Lichts. Ausgetrieben ist das Gewürm, das uns in die Ferse stechen und mahnen mußte. Wir brauchen seine Mahnung kaum noch. Wir sind hinaus über jenen niederen Zustand der Geisteswirkung. Die höhere Wirkung der Gegenwart des Gottesgeistes, die wahrhaft göttliche, freie, lebendige, hat eingesetzt und bricht sich Bahn um Bahn. Sie bedeutet kein bloßes Erleiden mehr, sie bedeutet ein Wachgewordensein und Wachbleiben aller ursprünglichen Kräfte, eine tätige Freiheit im weitesten Ausmaß, die wundervolle innere Selbständigkeit, Selbstbetätigung und Selbstbeherrschung unseres ganzen Volkswesens.

Oder ist es denn nicht wahr? Erntet unser Volk in dieser großen reinen Offenbarung seiner Kraft nicht, was es durch Gottes Gnade hat säen dürfen? Unser Schiller hat einmal gesagt: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Mag immerhin ein kühner dichterischer Überschwang in diesem Prophetenwort mitsprechen — ich frage noch einmal: erntet unser Volk, das Volk in Waffen, jetzt nicht die gewaltige Summe von geistiger

Vorarbeit, Fleiß, Ausdauer, Manneszucht, die in der gesamten Einrichtung unseres Heerwesens verkörpert ist und die es selbst durch Mitarbeit aller Stämme, Stände, Schichten aufgespeichert hat? Und ist der Haß, die Willkür, die Vernichtungsabsicht der letzte Beweggrund zu dieser gewaltigen Arbeitsleistung gewesen oder nicht vielmehr die aufrichtige Liebe zu einem gesicherten Frieden nicht bloß des eigenen Landes, sondern der Welt? Zeigt es nicht mitten im Kriegen und Siegen — und das ist wohl das Herrlichste — daß sein Wille nicht Zerstören, sondern Aufbauen ist, indem es in Feindesland die Felder und Gärten bestellt, die Maschinen wieder in Gang bringt, sogar die sozialen Segnungen der Heimat dort einführt? Gibt es den Feinden nicht tausend Gelegenheiten, in die Tiefen seines warmen Gemütes zu schauen, wenn sie es nur wollten? Kurz, waltet so nicht eine geistgeborene Volkskraft als Meisterkraft, als reifgewordene Kraft des Charakters?

Kraft, Liebe und Zucht in Einheit — das ist es, was den Menschen erst zum Vollmenschen, zum Gottesmenschen macht. Das ist es aber auch, was ein Volk aus einer bloßen Bevölkerung erst zu einem wirklichen Volk, in der Sprache der Bibel dürfen wir sagen: zu einem Gottesvolk werden läßt. Einheitliches Handeln, aus einer Gesinnung geboren, in einer durch sie geadelten Kraft und Zucht vollbracht — ja, wo das möglich ist, wo das mit Wucht und Klarheit wirklich geworden ist, da ist ein Volk mindestens auf den Wege zu seiner geschichtlichen Reife, da hat es auch Erzieheraufgaben an minder reifen, minder organisch gewachsenen Volksge-

meinschaften zu erfüllen. Und daß wir dies einheitliche Wesen an unserm deutschen Volke jetzt erleben dürfen, an ihm, dem früher hundertfach zerrissenen, zertretenen, das ist in der Tat ein wundervolles Pfingsterlebnis. Es bleibe uns im Gedächtnis, was auch kommen mag! Nicht wahr, ihr mißversteht mich nicht. Ihr wißt mit mir, daß wir noch vieles zu lernen, zu leisten, zu dulden, zu erkämpfen haben, vieles an uns selbst zu bessern. Aber heute durften wir einmal feiern, was wir durch Gottes Gabe wirklich haben, durften uns der festen Grundrichtung, in die sein Geist unser Volk gestellt hat und in der es so tapfer und treu beharrt, einmal festlich freuen. In dieser Freude, die uns allen nottut und wohltut unter den Schrecknissen und Bitternissen dieser Zeit, in dieser dankbaren ernsten Freude fühlen wir uns eins — die draußen in den Schlachten und wir daheim — mit unsern deutschen Fürsten. Die treuen Sachsen besonders mit ihrem geliebten König, dessen 50. Geburtstag sie feiern dürfen. Er hat sich ihre Herzen längst durch seinen landesväterlichen Pflichteifer, durch die schlichte Natürlichkeit und Leutseligkeit, die deutsche Geradheit seines Wesens gewonnen. Er, der so manchmal betont hat, die Armee sei von Jugend auf „seine ganze Liebe" gewesen, der auch seine drei jungen Söhne ins Feld gesandt hat, darf sich der Erfolge seiner tapferen Truppen immer wieder freuen. Er hat noch in diesen Tagen seinen unerschütterlichen Entschluß kundgegeben, mit seinem Volke „durchzuhalten um jeden Preis bis zum entscheidenden Siege und zum ehrenvollen dauernden Frieden." Und so steht er, ein

treudeutscher Bundesgenosse, ein neidloser Freund, neben unserm edlen Kaiser, neben ihm, um dessen freie, reine Stirn die Weltgeschichte einen Kranz unverwelklichen Ruhmes zu winden im Begriff ist. In der Feueresse der gemeinsamen großen Not und der gemeinsamen heiligen Opferfreudigkeit werden die Bande der Treue, die Fürst und Volk verbinden, zu unzerbrechlichen zusammengeschmiedet. Und wie der einzelne Fromme im unvergleichlichen persönlichen Gotteserlebnis, in den tiefsten Nöten und Wundern seiner Lebensgeschichte das sieht, was über seine Seele entschieden hat, so wird auch unser im Grunde frommes, zu ernster Frömmigkeit neigendes Volk diese gewaltigste Erfahrung seiner Geschichte in keinem Punkt wieder preisgeben. Es wird Gott immer wieder dafür danken, daß er ihm in dieser Weltkriegsnot seinen Geist, den Geist der Kraft, Liebe und Zucht, und tüchtige, von diesem Geist ganz beseelte Führer gegeben hat, wird sich durch Dankbarkeit und echte deutsche Treue an diesen Geist binden und in Vertrauen und Demut und innigem Ernste bitten: Nimm ihn nicht wieder von uns! Amen.



Vaterland und Menschheit.

Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Matth. XV, 24.

Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen. Matth. VIII, 11.

Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Matth. X, 5, 6.

Welch ein großes Glück ist es doch für uns Deutsche, daß uns an dieser verhängnisvollen Zeitenwende das eigene Volk und Vaterland in ganz andersartiger Verfassung vor Augen steht als einst dem Heiland das seine!

Sein Volk stand unter römischer Gewaltherrschaft, es mußte den Fremden Steuer zahlen — Jesus sah darin zwar keinen Widerspruch zu den Pflichten gegen Gott, aber natürlich auch keinen Grund, sich für den heidnischen Kaiser und sein Reich zu begeistern. Wir dagegen erleben jetzt unseres freien deutschen Volkes größte, hoffentlich siegreichste Kraftentfaltung.

Jesu erschien der eigene Landesherr Herodes, der Herrscher Galiläas, als ein Fuchs oder als ein Schakal,

eine blutdürstige Bestie, als ein Gewaltmensch, der von der Vornehmheit des Dienens nichts wußte, wir setzen hinzu: vom Königsadel eines ersten Dieners des Staates nichts wissen konnte. Uns liegt es näher, wenn wir unseres Kaisers und unserer Heerführer mit einem entsprechenden Vergleich gedenken sollen, sie als Löwen an Tapferkeit und als Adler an Weitsicht und stets sich verjüngender Kraft zu preisen.

Jesus hatte mit den geistlichen Machthabern seines Volkes zu kämpfen als mit Feinden, die ihn auf Schritt und Tritt umlauerten, verdächtigten, in eine Falle zu locken suchten, und das Volk selbst, so begeistert es immer wieder an seinen Lippen zu hängen schien, bereitete ihm die bittersten Enttäuschungen. Aus Jesu Munde kam ja das Wort von dem Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, kam der Weheruf über die Städte der geliebten engeren Heimat, kam die Klage über Jerusalem, die Prophetenmörderin, und die schmerzensreiche Weissagung ihres Falls. Wir erfreuen uns wenigstens einstweilen auch eines religiösen Burgfriedens, in dem die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Bekenntnisse, Richtungen und Formen nur als ein Reichtum empfunden wird, jedenfalls die Einmütigkeit unseres Gottvertrauens und Opferwillens nicht zu stören vermag. Und draußen im Feld ist das Reformationslied „Ein feste Burg ist unser Gott“ zum Schlachtgesang aller deutschen Kämpfer, auch der katholischen, geworden.

Kurz, Jesu Vaterlandsliebe mußte im Schatten wehmütiger Verzichtleistung wohnen; unsere entfaltet sich

frei unter der Sonne des deutschen Tages; die Gewitter des Weltkriegs brechen diese emporstrebende Sonnenblume nicht, sie erfrischen, beleben und weihen sie nur.

Aber ist nicht die Innigkeit und Tiefe der Liebe, mit der Jesus an seinem Volke hing, angesichts jener trübseligen Tatbestände nur um so ergreifender? Muß nicht das heilige Bild dieses treuen Patrioten uns, die Glücklicheren, gerade deshalb in unserm vaterländischen Pflichtgefühl anfeuern, weil es — wie übrigens auch manches Heldenbild unserer deutschen Geschichte — aus Zeiten dunkeln politischen Niedergangs zu uns herüberstrahlt? Gewiß, wir können es nicht einfach in den Rahmen der unerhört kampfreichen Geschichte der Gegenwart einfügen und von ihm fordern: gib du uns Antwort auf alle Fragen, die uns in dieser Weltendämmerungszeit bewegen, löse du für uns die gewaltigen neuen Aufgaben, die sie unserm Volke stellt und an ihrem Ende noch stellen wird. Nein, solche unselbständigen Jünger hat der Meister nicht gewollt, und so bequeme Einzelvorschriften trägt seine ferne Stimme nicht über die Jahrtausende herüber. Und doch, wenn wir nach den Grundtönen fragen, die im Liede der echten tiefen deutschen Vaterlandsliebe erklingen sollen, läßt sie uns nicht im Stich. Sie heißt uns nach dem wahren Heil des eigenen Volkes und nach dem wahren Heil der Menschheit trachten, aber das zweite immer wieder im ersten suchen. So gibt sie uns Deutschen doch die großen Gesichtspunkte und Richtlinien für die Betrachtung des Gegenstandes, der jetzt uns alle, wie früher viele unserer Vorfahren, so

mächtig bewegt, nämlich des Verhältnisses, das wir kurz in den Worten andeuten dürfen: Volk und Völker, Vaterland und Menschheit. Möge denn der einfache Anschauungsunterricht, den Jesu Stellungnahme zu dieser Frage uns erteilt, die unsrige klären und befestigen!

„Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ Das ist ein Wort erbarmungsvoller Liebe zu den Volksgenossen, aber zugleich ein Wort strenger und weiser Selbstbeschränkung. Jesus will nicht ins uferlos Weite wirken, sondern gesammelt, in die Tiefe. Hier, im Heimatboden, sind die starken Wurzeln auch seiner Kraft; hier will er sich anschließen, ohne sich zu zersplittern; hier in festen Grenzen seine Sendung vollbringen. In der Tat war ja der Gedanke des Gottesreichs, den er freilich in vertiefender Botschaft verkündigte, nur in Israel recht heimisch; so konnte er auch nur in diesem seinem Volk zunächst auf Verständnis für diesen Gedanken rechnen. Aber es ist nicht die Berechnung, nicht die Klugheit eines ehrgeizigen, erfolgsüchtigen Strebers, die ihn diesen Meisterweg der Beschränkung gehen heißt; es ist die aufrichtig hilfsbereite Liebe, die wahre Nächstenliebe. Diese — das liegt ja schon im Wort — kann sich nur im engen, streng begrenzten Kreise bewähren.

Man hat freilich im Gegensatz zu ihr von Fernstenliebe gesprochen als von einer höheren. Aber wie man diese auch verstehen möchte — ob im zeitlichen Sinn als Liebe zu fernen kommenden Geschlechtern, ob im

örtlichen als Liebe zu ferne wohnenden Völkern — sie entfernt sich doch auch von dem eigentlichen Kampfplatz der Liebe, von dem Hier, wo die Seele allein mit allen ihren Überwinderkräften sich einsetzen, sich selbst herschenken und in dieser Selbsthingabe andere Seelen wirklich reicher machen, beseligen, retten kann. Ja, wo es etwas in unmittelbarer Nähe zu retten, zurechtzubringen, heimzubringen, zu schützen, zu bergen gibt — da ist recht eigentlich das Arbeitsfeld der Liebe. Da glüht sie auf, da greift sie mit beiden Händen zu, da scheut sie kein Opfer und keine Gefahr. Ihre schwersten, aber auch segensreichsten Werke vollbringt sie inmitten der Schwierigkeiten der eigenen Umgebung, in der gegebenen Notlage des nächsten Kreises, heiße dieser nun Familie oder Berufsgenossenschaft oder Heimatstadt oder Vaterland. Als Vaterlandsliebe besonders bewährt sie sich in allen Nöten der Volksgemeinschaft. Schon im Frieden natürlich: in jedem freudig gegebenen Beitrag für die Erhaltung des Staates, in jeder warmherzigen Mitarbeit an der sozialen Fürsorge und Versöhnung, in jeder Wiedergewinnung verirrter Volksglieder für ihr wahres Heil. Und nun in diesem Weltkriege: auch in ihm sucht sie selbstverständlich doch vor allem die Rettung unseres von allen Seiten angefallenen Volkes, das Heil des Vaterlandes, und muß es tun. Ihm gelten die Opferflammen des Heldentums, die ringsum an den Grenzen auf den Kriegsaltären brennen, ihm die andern des Helfertums, die überall im deutschen Lande aufschlagen. Rettet, rettet mein Volk, das deutsche Volk, seinen Bestand, seine Kultur, seine Bestimmung,

seinen Geist! Schützt seine Frauen und Kinder vor der Aushungerung durch die Feinde, seine Kriegsinvaliden, -witwen und -waisen vor der äußersten Not und Verwahrlosung, seine Friedenswerke vor der grausamsten Zerstörung! Rettet das Deutsche Reich vor einer Wiederholung dieses furchtbaren Überfalls! Das ist jetzt das einzige Anliegen der Vaterlandsliebe; nur dazu fühlt sich jeder Kämpfer an die Grenze gesandt, jeder und jede im Lande bestimmt, die helfen können.

Ja, mitgesandt fühlt sich jeder Tätige zu dieser Volksrettung. Ein gewaltiges „Gott will es" steht hinter seinen Taten. Mein Volk braucht mich, Gott braucht mich in ihm, für sein Heil, nur dazu — das ist jetzt der eine treibende Gedanke, der das Kopfzerbrechen über die grundsätzliche Frage nach Recht oder Unrecht jedes Kriegs überhaupt überflüssig macht. Gott hat uns hineingestellt in dieses deutsche Volk, er hat uns mit allen Fasern unseres Gemüts- und Geisteslebens nicht umsonst gerade in ihm wurzeln lassen. Nun heißt es, seinen Liebeswillen hier verwirklichen. Nun, in der Zeit deiner heißesten Bedrängnis, halten wir dich fest, teures Vaterland, mit unserm ganzen Herzen. Wir lassen nicht von dir. Wir können es nicht.

„Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen." Dämpft nun dieses zweite Jesuswort nicht den inbrünstigen völkischen Geist? Warnt es uns nicht vor blinder Selbstverherrlichung, vor einer Verwechslung des Volkes mit der Menschheit, des

Deutschen Reiches mit dem alle Völker umfassenden Gottesreich? Nun, wenn wir die Warnung nötig haben, wenn wir etwa den Herrn des Weltalls wieder zu einem Volksgott erniedrigen, das Christentum mit einer sogenannten Nationalreligion vertauschen wollen, dann warnt es uns gewiß.

Aber vergessen wir zwei Tatsachen nicht, ehe wir dies schöne, weitherzige Wort Jesu nur wie einen kalten Wasserstrahl der weltbürgerlichen Vernunft auf uns wirken lassen.

Die erste Tatsache ist diese: Jesus hat den Glauben an die vielen, die vom Morgen und vom Abend zum Gastmahl des Himmelreichs kommen werden, nicht etwa als eine Lehre allgemeiner Menschenliebe verkündet, die ihm von vornherein festgestanden hätte. Es hat ihn vielmehr offenbar Überwindung gekostet, diesen Gedanken zu fassen. Er hat sich vom großen Glauben einzelner Heiden, des Hauptmanns von Kapernaum und des kananäischen Weibes, erschüttern und überwinden lassen. Ihr wißt, er hat einmal über die Hauptstadt seines Vaterlandes geweint, weil sie nicht verstehen wollte, was zu ihrem Heile diente, weil sie die große Stunde der Rettung versäumte. Diese Tränen ausbrechenden vaterländischen Schmerzes bei einem so Starken sagen genug. Und die Schroffheit und fast ängstliche Sprödigkeit, mit der er gegen den Anspruch der Ausländer sich abschließt, sagt dasselbe. Sie sagt uns: er war kein Allerweltsschwärmer, das ist eine falsche Meinung; er war ein bodenständiger Mann. Nicht verschwommene Gefühle führten ihn zum Glauben

an die Menschheit, zur Anerkennung der Empfänglichkeit der Fremden, sondern die Lebenserfahrung, die gesunde, durch eine eitle Beschränktheit des Gesichtskreises allerdings nicht verengte Beobachtung. Dieser Beobachter kämpfte zuerst mit sich selbst; dann brach seine ehrliche Güte und Gerechtigkeit durch, und die Scheidewände fielen. Sein Samariterherz weitete sich, sein innerster Menschheitsglaube wurde frei: viele, viele werden kommen vom Morgen und vom Abend!

Die zweite Tatsache, die wir beim Hören dieses herrlichen Glaubenswortes nicht vergessen sollten, ist diese: es hat nie im deutschen Wesen gelegen, diesen Glauben zu mißachten, und liegt auch heute nicht in ihm. Wir haben wohl gewünscht, daß an ihm selbst, am deutschen Wesen, einmal die Welt genesen möchte, aber eben die Welt, die wir nicht ausschließen wollten von dem überströmenden Reichtum deutschen Gemütslebens und von dem Segen schlichter deutscher Zucht. Ihr kennt das Lied vom deutschen Wanderer, der, sobald das Veilchen schüchtern aus dem Grase sieht, „mit Gemüt und Sinnen“ sich getrieben fühlt, die fernen Länder seiner Sehnsucht zu durchschweifen, dem aber auch draußen in der Fremde, unter dem blauen Himmel des Südens, das Heimweh keine Ruhe läßt. Dies Bild des Wanderers kennzeichnet die liebreiche deutsche Neigung, sich der fremden Eigenart zu verschmelzen und dann sie innerlich zu verarbeiten. Welche Anpassungsfähigkeit haben unsere Bauern, unsere Kaufleute, unsere Gelehrten in allen fremden Landen bewiesen! Welche unvergleichliche Bücherei meisterhafter Übersetzungen ist

bei uns daheim seit den Tagen unserer klassischen Dichter geschaffen worden! Und wie vielen Dichtern und Denkern des Auslands haben wir's herzlich gegönnt, an unserm gastlichen Tische zu sitzen, das Brot unseres wirtschaftlichen Aufschwungs mitzugenießen, den Wein deutscher Ruhmesverbreitung zu trinken! Viele haben es uns schlecht gedankt. Und doch hören es unsere Soldaten noch immer gern und sagen und schreiben es selbst, daß sie das Schwert der deutschen Ordnung auch zum wahren Segen der Feinde, zum Heil der Menschheit führen!

Freilich, die Gesinnung unserer Feinde ist in diesem Weltkrieg als eine so ungeheuerliche zutage getreten, daß es uns für lange Zeit schwer gemacht ist, an ihren Brudersinn, an ihre Himmelreichssehnsucht in diesem Sinn zu glauben. G r o ß e Gesinnungen überwältigten das Patriotenherz Jesu, ein großes, reines Vertrauen. Finden wir das einst bei unsern Feinden, und ein wenig Scham, Reue und entgegenkommendes Verständnis dazu, wir werden uns auch mit der Zeit wiederfinden lassen. Aber wie der einzelne, der etwa in einem schweren Überzeugungskampf ganz einsam bleiben mußte, sich eine Zeitlang vor der Welt verschließt, wenn auch ohne Haß, so erst recht ein bis aufs Blut gehetztes Volk vor gehässigen Nachbarvölkern. Es kann nur fragen: werden sie einst den Stolz meiner verschmähten Liebe wieder zum Schmelzen bringen? Werden sie wiederkommen vom Morgen und vom Abend, um mit mir, dem friedenswilligen, an Gottes Tisch zu sitzen? Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben.

„Gehet nicht auf der Heiden Straße und betretet keine Samariterstadt, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“

Gehet nicht, drängt euch nicht auf, treibt keine stürmische Fremdenmission auf Kosten der eigenen Landsleute, treibt kein falsches Erbarmen mit den Fernsten, das einer Erbarmungslosigkeit gegen die Nächsten gleichkäme — dieser Warnungsruf hat auch uns Deutschen gegenüber ein starkes Recht. Denn unsere größere Gefahr war immer — bis in die Tage dieses Weltkriegs hinein — Überschätzung, nicht Unterschätzung des Fremdwesens, Selbstpreisgabe zugunsten der Fremdkultur, Liebedienerei gegenüber dem Auslande, seiner Mode; seinem Sport, seinem Sprachentum, seinen hinterhaltigen Staatskünsten, Mangel an edler Gehaltenheit, an ruhigen, freien, selbstbewußten Formen!

Gehet vielmehr *hin* — zu euch selbst, zu euern Liebebedürftigen, ins eigene Haus, die eigene Stadt — das ist nochmals ein Ruf zur Beschränkung auf die nächste Aufgabe, zur Rückkehr aus der auflösenden Weite in die sammelnde Enge. Ist es deshalb ein Ruf zu engherziger Selbstsucht, zu dem „heiligen Egoismus“, den ein machthungriges Verrätervolk auf seine Fahne geschrieben hat, ein Widerruf des Grundsatzes weltoffener Menschheitsliebe? O nein. Wer im engen Kreise selbst eng wird, der hat ihn noch nicht durchwärmen gelernt mit inständiger Seelenglut. Wer diese wirklich ausströmen läßt im bescheidensten Raum, dem weitet sich das Innere von selbst für alles Große, Gute, Schöne der Welt. Wer jetzt z. B. Kinder pflegen darf,

eigene oder Waisen, oder kranke Soldaten, oder wer jetzt in stiller Treue einen Beruf ausüben darf, der ihn mit den verschiedensten Volksgenossen in Fühlung erhält — wieviel reine menschliche Teilnahme blüht in dessen Gemüt immer wieder auf! Wir dürfen auch sagen: das häusliche Herdfeuer nährt am stärksten die Flamme der Vaterlandsliebe und diese wieder am stärksten die Glut wahrhaftiger Menschlichkeit. Einfacher gesprochen: der Weg zur Menschheit führt immer wieder durch das Vaterland. Was wir hier als sonnenklare und warme Persönlichkeiten sind und wirken, vielleicht auch nur als kleine, aber reine Lichtkerne, das gerade gehört wohltätig ausstrahlend dem Ganzen der Menschheit an; denn als deren Glieder wirken wir, sobald wir nur überhaupt uns hingeben und nicht in uns selbst erstarren. Ja, wir können im Grunde nichts für den nächsten Kreis tun, ohne es zugleich dem weiteren zugute kommen zu lassen. Persönliche Ehrenhaftigkeit, reines Familienleben, edle Einfachheit der Sitten, liebevolle Betreuung aller Notleidenden im Volke — dies alles hilft nicht bloß den Schild des deutschen Namens blank erhalten, nicht bloß die Achtung der anderen Völker vor deutschem Wesen wahren und mehren, nein, es muß sie alle endlich befruchten und mitsegnen, mitspeisen, als eine Saat, die in ein gut Land der Menschheit gesenkt war.

O wenn alle Völker der Erde, die sich Kulturvölker nennen, jedes einzelne erst einmal ganz zu sich selbst kämen, ihr eigenes Wesen vertieften, reinigten, erlösen ließen — meint ihr nicht, noch am sichersten, wenn

auch natürlich sehr langsam, würde dieser Weg zur Vollendung der ganzen Menschheit führen, zu ihrer wahren Einigung, zur Darstellung der einen Völkerfamilie, in der wirklich „jener hohe Familiensinn“ eines gesunden Weltbürgertums herrschte, den unser Bismarck vertrat? Dieser Weg würde niemals bloß zu einer öden Vereinerleiung führen, wie er in der Verrömerung oder der Vergallisierung oder Slawisierung der Welt geplant und immer wieder vom germanischen Geiste bekämpft wurde, sondern zur lebendigen, freien, gottgewollten Mannigfaltigkeit aller in sich erhöhten Volksarten, zu einem aufs reichste gegliederten Organismus, wie ihn wiederum der deutsche Geist immer angestrebt und im Einheitsstaat der deutschen Stämme, in unserm Reich bereits verwirklicht hat. Es ist der Weg, der immer von sicheren Lebensmittelpunkten aus zur Erweiterung der Lebens- und Gemeinschaftskreise führt, nicht in den fremden Kreis hinüberspringt, um sich dort aufzudringen und zu verlieren. Ein deutscher Mann, dessen Name hier in Leipzig noch einen sehr guten Klang haben wird, Rudolf Hildebrand, hat einmal diesen Weg und dieses Ziel klar und kurz so gekennzeichnet: „Die Völker in ihrer Eigenart voll ausgebildet, mit Einschluß aller scharfen Verschiedenheiten, und doch zugleich zusammengeschlossen in einer höheren Einheit, der auch alle diese Verschiedenheiten zu dienen haben, wie die verschiedenen Glieder einer Familie — das ist das einzige Ziel, das man sich stecken kann, bei dem sowohl der kosmopolitische Gedanke wie der nationale beide zu ihrem Rechte kommen.“ Derselbe deutsche

Mann kannte auch die falschen Wege der Geschichte, zu diesem Ziel zu gelangen. Er macht z. B. darauf aufmerksam, daß den Franzosen in der Glanzzeit ihrer europäischen Kulturherrschaft das Weltbürgertum immer zusammenfiel mit dem „Französischwerden von Europa." Darum weiß er auch, daß es „ohne einen Unterschied von leitenden und geleiteten Völkern", von Erziehern und Lernenden nicht abgehen kann. Und darum ermahnt und ermutigt er uns, den Fremden als in uns selbst vertiefte Deutsche entgegenzutreten [1]).

Ich sage es noch einmal: der Weg dieses deutschen Mannes war auch der Weg Jesu. Sein heißgeliebtes Volk versagte sich ihm. Dennoch verließ er seine erste Liebe, sein Vaterland, nicht. Er ahnte das furchtbare Gericht, das es über sich heraufbeschwor, und er beschränkte dennoch die Predigt des engen Jüngerkreises, den er der Zwölfzahl der Stämme seines Volkes nachgebildet hatte, wie seine eigene auf die Landesgrenzen. Aber gerade so, als treuer Hirt seines Volkes, wurde er zum Hirten der einen Herde, zum Weltheiland, und sein Volk zum Licht der Heiden. Dann kam sie, die Zeit des allgemeinen Heils. Dann hieß es: hier ist nicht Jude noch Grieche. Dann erst wurde der Ruf zur Heidenmission: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker" als selbstverständlich angenommen. Auch er wird wieder laut werden nach diesen Gewitterzeiten des Weltkriegs. Möchte es dann auch unserm deutschen

[1]) Rudolf Hildebrand, Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Zehntes Buch: Volk und Völker. (Eugen Diederichs, Jena.)

Volke beschieden sein, seinen Weltruf in Frieden zu erfüllen! Möchte es seinem Wesen getreu stets alles prüfen, aber nur das Beste behalten und sein eigenstes, vertieftes Bestes weitergeben, ebenso großmütig, als unaufdringlich! Mit Recht aber hat ein deutscher Pfarrer der Gegenwart gesagt, es hänge außerordentlich viel gerade vom jetzigen Verhalten unseres Volkes ab, auch für die Zukunft der Religion. Wir müßten jetzt Gottes Stimme hören, wir seien jetzt in besonderm Sinne sein Volk. Bleiben wir denn recht mit Bewußtsein in Gott, dem „Urlebenspunkt," wie ihn jener herrliche deutsche Denker genannt hat. Da nur, im gemeinsamen göttlichen Urgrunde, finden wir die Vollkraft, die eigene und die fremde Volksart aufs tiefste zu erfassen. Bleiben wir auf dem Weg des gottinnigen Meisters. Alle Völker werden einst stehen vor dem Richterstuhl seiner ernsten Barmherzigkeit. Möchten wir dann zu denen gehören, die sein Reich ererben und das große Völkerabendmahl mit ihm feiern dürfen. Amen.



Unter der Hand Gottes.

„So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ 1. Petr. V, 6.

Die gewaltige Hand Gottes ist ausgestreckt über der Menschheit — wenn jemals, fühlt sie es in dieser Zeit des Weltkriegs. Nicht als ob Gott diesen Weltkrieg, der ihre besten gegenwärtigen Kräfte zu erschöpfen droht, selbst angestiftet hätte — es wäre ein Frevel, dies zu behaupten. Aber er hat ihn zugelassen, wie er andere furchtbare Erschütterungen des friedlich geordneten Daseins seiner Menschenkinder zuläßt, so daß sie als unentrinnbares Unheil erscheinen müssen. Seine in der Menschheit angelegten Kräfte sind es, die sich letzthin auch in dieser ihrer wahnsinnigen Selbstzerfleischung, in diesen nie dagewesenen Zerstörungswerken der Kriegstechnik entladen. Seine Naturgesetze und seine sittlichen Gesetze wirken sich auch in dieser nun einmal von den krieganstiftenden Völkern eingeschlagenen, obwohl grundverkehrten Richtung aus. Die Menschheit erlebt dies ungeheure Geschehen, unser Volk besonders erfährt den unerhörten Druck, dem es von allen Seiten ausgesetzt werden soll, und weil es kein unfrommes Volk ist, sagt es mit Recht: es ist Gottes gewaltige Hand, die auf

mir lastet, es ist sein Wille, der mir diese schwerste Prüfung zumutet. Dieser heilige Wille waltet immer, in allem Geschehen, diese göttliche Hand ist niemals untätig — aber jetzt, in dieser Zeit gewaltigsten Erlebens der Menschheit, fühlen wir uns stärker auf ihr Walten hingewiesen als jemals sonst.

Es war eine ähnliche Lage, in der unser Mahnruf an die alten Christengemeinden Kleinasiens gerichtet wurde. Gräßliche Schmähungen waren gegen sie laut geworden. Der Teufel, der große Verleumder — als solchen kennzeichnet ihn das Wort des Urtextes — streifte auch damals in der Welt umher wie ein brüllender Löwe, wie ein fraßgieriges wildes Tier. Eine allgemeine große Verfolgung durch den römischen Staat, eine Feuerprobe stand den Christen bevor; ein Schreckensgericht drohte der Welt und in erster Linie, wie unser Brief sagt, dem Hause Gottes. Die Gemeinden aber hatten keine andere Waffe in diesem leidensvollen Daseinskampf als ihr Gottvertrauen, ihr gutes Gewissen und ihr Gutes tun, ihren Eifer für das Gute und für die Reinheit ihres Christennamens. Unser Brief will sie darin bestärken. Er betont, daß es der Wille Gottes sei, der sie leiden lasse, und rühmt die Herrlichkeit ihres christusähnlichen, freudig-unschuldigen Leidens, vor der einst jede Verleumdung werde verstummen müssen. Lest, liebe Freunde, diesen ersten Petrusbrief doch einmal gründlich durch in dieser Zeit, nehmt dabei eine der neuen Übersetzungen zu Hilfe, die euch Luthers kraftvolle Sprache verständlicher macht; ich glaube, ihr werdet da manches innerlich befestigende Wort finden, das euch

anmuten wird, als wäre es auf unsere gegenwärtige Lage gemünzt.

Allerdings, wenn ihr zwischen den Zeilen zu lesen versteht, werdet ihr auch finden, daß die Leser dieses Briefes offenbar ein Befremden und Grauen, eine Verwirrung und Bestürzung angesichts der furchtbaren Feuersgluten des Leidens, die ihnen entgegenschlugen, noch zu überwinden hatten. Aber auch diese Stimmung wird euch gerade in Anbetracht der gegenwärtigen Kampfesnot unseres Volkes besonders verständlich sein. Heute wie damals bewegt doch diese Frage die Gemüter: Warum werden denn gerade wir so allgemein gehaßt und verfolgt, mit so böser und zäher Vernichtungswut überfallen, wir, die Friedfertigen, die versöhnlich und nachgiebig Entgegenkommenden, wir, die bienenfleißigen Arbeiter? Und ebenso die andere Frage: Warum hält denn die gewaltige Hand Gottes, die doch alles vermag, nicht die mörderischen Hände unserer Feinde zurück? Warum zerreißt sie ihre Lügennetze nicht? Warum greift sie nicht ein, um weiteren Völkermord zu verhüten?

Indessen, in solchen Zeiten, wie heute und damals, kann der Geist wahrer Frömmigkeit auf diese Fragestellung nicht tiefer eingehen. Er heißt uns jetzt einfach stillhalten und hoffen und uns nicht zu sehr wundern über das, was geschieht. Er hat keine andere Antwort für uns als diese: „So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ Verstehen und befolgen wir nur recht die Mahnung und lassen uns mit der Hoffnung erfüllen, die in

diesem Ruf zum Ausdruck kommen, so werden jene Fragen auch in unserer Seele einstweilen zurücktreten. Unter der gewaltigen Hand Gottes mit Willen sein und bleiben, das erscheint uns dann als das Gebot der Frömmigkeit in diesen Zeiten.

Wir folgen jetzt diesem Gebot der Frömmigkeit, indem wir den Krieg mit allen seinen notwendigen Begleiterscheinungen als eine unumgängliche gewaltige Wirklichkeit hinnehmen und seinen Charakter nicht verfälschen. Unser Textwort selbst und sein Zusammenhang könnte uns in Gefahr bringen, die Kriegszeit mit einer Zeit der religiösen Verfolgung kleiner, recht- und machtloser Gemeinden zu verwechseln und demgemäß ein allgemeines duldendes Stillhalten unseres Volkes für gottgewollt anzusehen. So hat tatsächlich ein schweizer Pfarrer der Gegenwart den Gedanken ausgesprochen: wenn das deutsche Volk wirklich den Frieden wolle, müsse es sich als Ganzes der Menschheit opfern, gewissermaßen den Kreuzestod des Erlösers ohne Gegenwehr erleiden. Aber ist das nicht ein Ungedanke, eine Verzerrung des Opfergedankens? Das religiös bestimmte Opfer, das Opfer des Lebens für eine heilige fromme Überzeugung, ist immer Sache des einzelnen, ist freie Tat der einzelnen Seele, die gerade noch ihr ewiges Leben gewinnen kann, indem sie das irdische einsetzt. Nun läßt sich wohl auch eine Gemeinschaft denken und in der Geschichte des Urchristentums tatsächlich nachweisen, die aus vielen solchen einzelnen für die Gotteswahrheit, für den Glauben sich willig hin-

opfernden Gliedern bestanden hätte; doch würde auch dieser Weizenkörnertod den Sinn haben, daß aus ihm ein gleichartiges fruchtbareres Gemeindeleben erblühe. Wo aber fände sich nur der kleinste Kreis von Volksgenossen in irgend einem Lande, der einmütig zum Opfer des Volkstums, zur Preisgabe des Vaterlandes für ein Nichts, für einen Sieg habsüchtiger Feinde entschlossen wäre? Und wenn er sich fände — müßte er nicht als ein Kreis von Wahnsinnigen oder von Verrätern unschädlich gemacht werden? Wer wollte, wer dürfte denn die Verantwortung dafür übernehmen, daß nun gerade das deutsche Volk dem Hungertode, seine Kulturwerke der Zerstörung, seine ganze Zukunft, seine ganze zukunftsträchtige, noch so verheißungsvolle Eigenart der Vernichtung preisgegeben würde? Und wer dürfte sich vermessen, zu sagen, dies sei Gottes Wille? Also ein allmächtiger Wille, so deutlich und unwiderstehlich erkennbar, daß auch nicht einmal der Versuch eines Widerstandes erlaubt wäre? Wer dürfte bestreiten, daß gerade im Gegenteil unser Staatswesen als ein gottgewolltes, aus großen geschichtlichen Kämpfen erwachsenes sittliches Gebilde, als ein Hort des Rechts, der Ordnung und der sittlichen Freiheit von uns einzuschätzen ist? Gibt es denn etwa ein höheres organisches Gebilde, dem es geopfert werden dürfte? Gibt es ein kosmopolitisches Reich, einen Weltbürgerstaat? Nein. Gibt es einen einzelnen Staat der Erde, der als Menschheitsführer zu so großen Hoffnungen berechtigte, daß wir uns ihm willig als Trittbrett, als Kulturdünger zu Füßen legen sollten? Etwa England, Frank-

reich, Rußland, Italien, Japan? Die Frage stellen heißt doch schon sie verneinen. Und sich demütigen unter die gewaltige Wirklichkeit des Krieges — das heißt nicht, in kriechender Demut, in unwürdiger Selbsterniedrigung vor der feindlichen Welt sich ducken, sondern den Krieg mit allen seinen grausigen Kämpfen, Lasten, Leiden, Schrecken und Bitternissen hinnehmen und durchführen und durchhalten als das, was er ist! Wir haben ihn nicht gewollt, er ist uns aufgedrängt worden. Es hat nicht in unserer Macht gestanden, ihn zu verhindern. In diesem Bewußtsein ist unser ganzes Volk einig. Die Gewalt der Tatsachen als die höhere Gewalt läßt ihn fast schon ein Jahr lang an unsern Grenzen und — Gott sei Dank — meist jenseits unserer Grenzen wüten. So können wir ihn nur immer wieder bejahen, bis sein furchtbares Werk getan, bis sein Ziel, die Sicherung unseres Vaterlandes, erkämpft, bis die Prüfung vollendet ist. Ihn bejahen mit allen noch so schweren Opfern, die er von uns fordert, aber nicht gegen, sondern für das Vaterland fordert!

Und wie unser Volk diese ungeheure Kriegslast fort und fort trägt, ohne zu murren, ja mit begeisterter Opferfreudigkeit, so soll es auch der einzelne tun. Freilich sollte auch jeder einzelne sich demütigen unter den gewaltigen Ernst dieser Prüfungszeit, ihn ebensowenig verflachen als erweichen lassen. Drinnen im Lande, namentlich in unsern großen Städten, sieht's oft nicht aus, als wisse man, daß unser Volk aus tausend Wunden blutet. Das alte leichtsinnige Getriebe der öffentlichen Vergnügungsstätten dauert fort, oft ohne Maß,

bis tief in die Nächte. Viele, die von draußen heimkommen, sehen's mit peinvollem Schrecken. Welches Mene Tekel soll die göttliche Hand noch an den Himmel oder an die Wand unserer Häuser schreiben? mögen sie denken. Jedenfalls, sie, unsere tapfern, jungen Feldgrauen draußen, tragen ja das bei weitem schwerste Teil an der Kriegslast. Dies Bewußtsein sollte uns doch immer wieder beschämen, erziehen helfen. Von den oft übermenschlichen körperlichen Anstrengungen einmal abgesehen — wie viele Hunderttausende mögen unter ihnen sein, die nie gewünscht hätten, blühende Menschenkörper töten, fruchtbare Gefilde, liebliche Dörfer, schöne Städte, herrliche Kunstheiligtümer zerstören zu müssen! Aber sie haben sich der furchtbaren Notwendigkeit unterworfen; sie gehorchen der unerbittlichen Forderung des Kriegs, jetzt ganz Krieger, jetzt ganz der einen Pflicht verschworen, die treue Heimat vor ähnlichen und noch viel schrecklicheren, noch viel grausameren Verwüstungen zu bewahren. Möchte Gott ihr Gemüt gnädig behüten, daß es unter den langen Kriegsgreueln nicht einbüße, was von Ehrfurcht, von ritterlichem Sinn, von zarter Güte, von Geistesschwung, von Kräften der Reinheit und Treue schon in ihm entfaltet war! Möchte er das Bewußsein in ihnen stärken, daß sie, die einzelnen Streiter, zwar keineswegs für den Tatbestand dieses Weltkriegs verantwortlich sind, ebensowenig wie unser Volk im ganzen oder seine Herrscher, wohl aber mitverantwortlich für die deutsche Art der Kriegführung und für das reine deutsche Blut, das in den heimischen Volkskörper zurückfließen soll! Gottes gewaltige Hand

zwingt sie zu hartem, grausamem Tun und sie folgen jedem ihrer Winke. Möge irgend einmal auch, sei's mitten im Getöse der Schlacht, sei's unter einem schweigenden Sternenhimmel, der Druck dieser Hand sie berühren wie der Händedruck ihres besten, stärksten, treuesten Freundes, der neue ausdauernde Heldenkraft in ihre Kriegerhand hinüberströmen läßt! Und wenn sie leiden oder scheiden müssen — komm dann, du Hand des göttlichen Arztes, du strenge und doch milde Hand, die du Leiden schaffst und Erlösung vom Leiden, lege dich sanft auf ihr tobendes Herz, lege dich kühlend und segnend auf ihre fiebernde Stirn, gib ihrem Geiste Frieden, den hohen Heldenfrieden nach vollbrachtem Kampf! Laß sie dann noch einmal deine ewige Lebensstärke fühlen!

Aber da höre ich eure Stimme, ihr Vereinsamten und Zerschlagenen. Das Zittern des Herzens, das ihr so tapfer bekämpft, bebt doch immer wieder in eurer Stimme. Und ihr sagt: „Gewiß, wir beugen uns unter die starke Hand, die uns den lieben Vater, den Gatten, den Sohn, den Bruder dort in der Schlachtenferne entriß. Es gibt ja keinen Widerstand gegen sie. Schon unser Verstand und unsere Aufrichtigkeit nötigen uns, dies anzuerkennen. Wenn wir jemals zu den Hoffärtigen gehört haben, die in der Demut nur heuchlerisches Frömmlerwesen sahen, jetzt demütigen wir uns schon aus aufrichtiger Einsicht in die ewige Überlegenheit des allmächtigen Waltens. Zuerst sträubte sich freilich unsere Seele, die Wahrheit jener zerschmetternden kurzen Nachricht aus dem Felde zu fassen. Wir suchten an der

gewaltigen Hand vorbei, um sie herum, unter ihr hinwegzukommen. Schließlich erkannten wir, daß dies vergebliche Ausweichen und Widerstreben nur unsere beste Kraft zerreibe, die Kraft, die wir doch zur Lösung unserer jetzigen großen Aufgaben so bitter nötig brauchen. Wir demütigten uns also wirklich unter die allmächtige Hand und hielten ihr still und wurden auch stiller. Die Verwirrung unserer Seele löste sich. Jene Hand lag nun freilich ganz schwer und fest auf uns, wie nur je auf einem Schuldigen oder Dulder, der sein Angesicht, überwältigt durch die Erkenntnis der Zusammenhänge seines Lebens, tief in den Staub beugte. Immerhin, sie gab uns Ruhe mit ihrer sicher lastenden Schwere. Nur, daß diese Ruhe oft etwas Steinernes hat. Nur, daß wir manchmal denken: wie ehern, wie furchtbar gewaltig ist die Hand, die auf uns ruht! Hat sie nicht so manche, ach so manche edle, schöne, geistbelebte Gestalt in diesem Kriege zu Staub zerdrückt? Hat sie nicht das eigenste Lebenswerk dieser teuren Gestalt, das niemand vollenden kann wie sie, mitzerbrochen? Hat sie nicht ebenso in uns selbst schöne einzige Entwicklungsmöglichkeiten, die an den Einfluß gerade dieser Gestalt gebunden waren, für alle Zeit unseres Lebens mitzermalmt? O wird sie nicht unser Herz selbst, nachdem es schon weich und frei und warm sich aufzuschließen begann, in Stein verwandeln, oder ihm noch schwerere Lasten, noch härtere Prüfungen auferlegen, die es nicht mehr tragen kann?" — Das ist die Stimme solcher, die den dunklen Schleier tragen, solcher, die aus tief umschatteten ernsten Augen auf das Menschengewimmel unter den Sieges-

sahnen sehen. Oft sind ihre Worte karg, aber das leise Zittern ihrer Stimme sagt genug. Oft schweigen sie ganz — ein starres, schmerzendes Schweigen. Wir hören und sehen sie mit der größten Ehrerbietung unseres Gemüts. Ihr Leid ist uns heilig. Es ist das stolze Leid unseres Volkes, zusammengepreßt in ihren Herzen. Auch wir können ihnen nicht mit vielen Worten erwidern. Aber wir können in der Stille das Vertrauen hegen, daß ihre ernste Demütigung vor Gott sich noch zu inniger, freier, voller Ergebung des Herzens vertiefen wird. Denn sie sind ja nicht bloß durch Verstandeseinsicht zu ihr geführt worden, nicht etwa durch jene Lebensklugheit, die sich in das Unabänderliche fügt und schmiegt, weil nichs anderes übrig bleibt oder gar, um sich einen Vorteil, eine äußerliche Erhöhung dabei zu sichern. Nein, ein Zug des frommen Vertrauens hat sie geleitet. Ihre Furcht vor innerer Kälte oder Härte oder einem Zusammenbruch in Schwäche ist ja nur ein Beweis dafür, daß sie sich nach neuer Lebenskraft und -wärme sehnen. Du aber, Gotteshand, gerade du, wirst sie diese Kraft und Wärme spüren lassen, um so inbrünstiger und heilkräftiger, je williger sie dich auf ihrem Leben ruhen lassen wollen. Dann werden sie es ahnen, glauben, verstehen: es ist doch die Vaterhand gewesen. Sie legt uns eine Last auf, aber sie hilft uns auch. In ihr sind unsere Seelen und alle Seelen, die wir lieben, auch der Sinn ihres Lebenswerkes ewig geborgen. Es kann ihnen, die so im Grunde unantastbar sind, ewig nichts geschehen. Und welche frohe, königlich erhabene, innige Ruhe wird dies Bewußtsein dann ihrem Gemüte mitteilen!

Wann wird diese Gottesruhe in das Herz der Gedemütigten einziehen? Sie naht ihnen schon, sie nimmt schon Wohnung in ihnen. Und wann wird Gottes Hand sie deutlich erhöhen, erheben, zu Ehren bringen? Zu seiner Zeit. Er weiß allein die rechte Zeit. Das hat die echte Frömmigkeit immer gedacht und gesagt. Die fromme Hoffnung hat immer auf eine Endzeit des Leidens und ein Kommen göttlicher Lebensherrlichkeit hingewiesen. Sie tut es auch heute. Sie kann nicht leben, ohne diesen Gedanken in irgend einer Form zu erneuern. Nur daß sie sich immer auch in sich selbst bescheidet, Zeit und Stunde der Erfüllung nicht zu wissen verlangt, sie lieber im Verborgenen um so schöner reifen läßt. Es genügt ihr die Zuversicht: Gott führt die Sache meiner Seele, er führt auch die Sache meines Volkes. Der Tag seiner Herrlichkeit wird erscheinen, ehe wir's uns versehen. Dann wird sich irgendwie offenbaren, daß seine gewaltige Hand nicht gegen uns, sondern mit uns war. Aber wir haben die Tage bis dahin nicht zu zählen. Wir haben sie nur mit Erfüllung der nächsten gegenwärtigen Pflichten, die seine Hand uns zuweist, hinzubringen, auszufüllen.

Er wird uns erhöhen zu seiner Zeit. Wissen oder ahnen wir denn auch gar nicht, wie diese Erhöhung sich vollziehen kann? Nun, ich meine: doch wohl, wenn anders wir schon eine erlebt haben. Und wird haben sie erlebt, vielleicht als einzelne, wohl auch als Gemeinde, jedenfalls als Volk.

Oder haben wir es nie erlebt, daß dieselbe Gotteshand, die uns niederbeugte, uns wieder vom Boden

hob, daß die am strengsten richtende Hand auch die erlösende war, daß die läuternde, die unser Wesen in ihrem Feuer einschmolz, auch unser edelstes Gold aus ihm hervorzuholen wußte? Kennen wir dich denn nicht, du über alles herrliche Schöpferhand? Du regst dich — und Sterne tropfen von deinen Fingerspitzen, Sternenreiche, Welten des Lichts. Du winkst — und immer noch erhebt sich der Mensch, vom göttlichen Odem angehaucht, aus jedem Schlaf. Vor dir erhebt er sich wieder zu seinem rechten Tagewerk, du stärkste Hand und du feinste Hand, in der der Nerv alles schaffenden Lebens pulst. Oder bist du nicht die Hand des Geistes, von dessen Licht unsere reichsten Geister mit aller Fülle ihrer Genialität nur ein schwacher Abglanz sind? Und bist du nicht die Hand der Liebe — also nicht eine eherne, nein, die beseelteste Hand — die unsere schmerzlich ausgestreckte Rechte so manchmal in „Harmesnächten" berührte? O du unsichtbare und doch sichtbare, unfühlbare und doch fühlbare Hand, du schweigende, die doch viel, viel stärker spricht als jenes Brüllen des Löwen, wovon sprachst du da anders als von deinem ewig treuen Bündnis mit unserer Seele? Gegen dich freilich gibt es keinen Widerstand, aber du „gute Wehr und Waffen," du festigst uns zum letzten äußersten Widerstand gegen den Lügengeist der Welt und alle seine Werke! — Du bist die sichere, immer gegenwärtige Führerhand, die jetzt so manchen Lebensmüden emporzog, an den Abgründen der Sorge und Verzweiflung vorüber, zu dem Gipfelgrat neuer, ihm selbst erstaunlicher Leistungen hinaufführte; die so manchem Verstümmelten

und Lahmen einen neuen Weg des Wandelns und Arbeitens wies; die den erblindeten Krieger auch im finstern Tal die Fühlung mit der Welt des Geistes und der Tat wieder gewinnen läßt. — Und bist du nicht auch die heiligste Künstlerhand? O nicht etwa eines Spielenden Hand, die auf Menschenherzen wie auf Instrumenten spielt und mit Völkerlosen willkürlich spielt wie ein Knabe mit Distelköpfen oder mit Bausteinen. Aber des höchsten, gütigsten Meisters Bilderhand, zu dem jedes einzelne Menschengeschöpf getrost sprechen kann: Bilde mich, beseele mich; präge deine göttlichen Finger in den Ton meines Wesens ein, daß nur ein Gebilde werde, das dir endlich gefallen könne, eine belebte, durchglühte, freie Form des Geistes! — Hast du es vernommen, verzagte Seele, die du wähntest, Gott habe dir, der er einmal Köstlichstes schenkte und wiedernahm, damit alle Möglichkeiten zur vollen Entfaltung deines Wesens abgeschnitten? Gedenke, o gedenke seiner von ewiger Schöpferarbeit geformten Hand, die aller Wege und Mittel mächtig bleibt! Biete dich ihr als Stoff an, nicht als spröden, von dem allzuviel harte Stücke unter dem göttlichen Meißel abspringen müßten, sondern als willig entgegenkommenden — und er wird dir das Kunstwerk deiner Persönlichkeit aus der denkbar reichsten Tiefe gestalten helfen. So erhöht er dich: indem er dich neubelebt, festigt, führt, ganz zu dir selbst kommen läßt. Denn sei gewiß: er sucht dich, ihm liegt viel an dieser Herausbildung deines Wesens, in diesem Sinne liebt er dich von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und wenn er dich emporzieht bis zu sich selbst, dich

und die du liebst, laß es dir von dem Heiland sagen, dem solches am Kreuze geschah: es geschieht niemals anders denn aus lauterster Güte, aus wahrster, höchster Gottesliebe.

Und erhöht Gott nicht auch Gemeinden? Denkt euch, es kam einer — ihr braucht das Beispiel ja nicht weit zu suchen — nach Jahren der Weltabgeschiedenheit in seine liebe alte Gemeinde zurück, und gerade so lange, um den Geist, der in ihr lebendig ist, wieder einmal tief innig zu spüren. Da fand er wohl manches beim Alten; das war auch gut und schön. Aber bei vielen fand er ein reiferes Verstehen, eine unbefangenere Aufgeschlossenheit; einzelnen durfte er an ihrer ganzen Haltung, an ihren Worten und am Ausdruck ihrer Augen eine gesteigerte Schönheit, Klarheit und Wärme der Seele abfühlen; vielen wiederum eine ungeahnte Kraft und Herzlichkeit anhänglicher Liebe. Da wußte er: Gott hatte durch seine treuen Diener an dieser Gemeinde treulich weiter gearbeitet; er segne sie alle dafür! Er hat manche innere Erhöhung in ihr geschaffen und wird weitere schaffen, vielleicht auch durch seinen ernsten Diener, den Krieg. Das war ein schönes Erlebnis für den dankerfüllten Mann, der nun wieder in seine heimatliche Waldesstille zurückkehrt.

Sollte aber Gottes weltbeherrschende, völkerleitende Hand nicht auch unserm deutschen Volke noch wahre, herrliche Erhöhungen, eine große, segensvolle Bestimmung innerhalb der Menschheit vorbehalten haben? Er hat es schon solche Erhöhungen erleben lassen, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, von Anfang

des Weltkriegs an und durch seinen ganzen Verlauf bis heute — welche, das ist hier am vorigen Sonntag gründlicher, geistvoller und feiner gesagt worden, als ich es zu sagen vermöchte [1]). Laßt mich darum mit dem Ausdruck der freudigen Hoffnung schließen, das erhöhte, beseelte, in mächtigen Schwung gebrachte Leben unseres Volkes, von dem da die Rede war, werde ihm auch nach dem Kriege erhalten bleiben, sich womöglich noch steigern, und die übermächtig sich zusammenballenden Kräfte der Weltordnung werden im Völkerleben für die Wahrheit der alten Sprüche eintreten: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade."

Und so gelte jedem einzelnen unter euch, der lieben Gemeinde und dem heißgeliebten Vaterlande der Segenswunsch, der am Ende unseres Briefes geschrieben steht: „Der Gott aller Gnade, der euch durch Christus zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen hat, wird euch nach kurzem Leiden vollbereiten, festigen, stärken. Sein ist die Herrschaft in alle Ewigkeit!" Amen.

---

[1]) Vgl. Pfarrer D. Max Scheibe, Beseeltes Leben. (Leipzig, Joh. Ambr. Barth.)

